

© Copyright Sauerländer Heimatbund

Gefördert durch

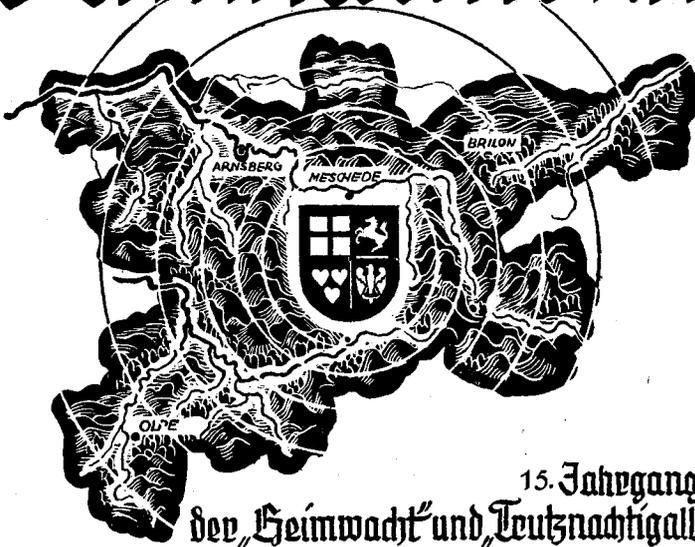
**Der Ministerpräsident  
des Landes Nordrhein-Westfalen**



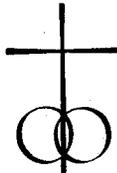
**HSK**

**KREIS  
OLPE**

# Sauerlandruf



15. Jahrgang  
der „Heimwacht“ und „Teufelskall“



Familienheft I

**Zeitschrift des Sauerländer Heimatbundes  
für das kurkölnische Sauerland**

Nr 4

November 1953

Druck: Gebrüder Lensing, Verlagsanstalt K.G., Arnsberg

© Copyright Sauerländer Heimatbund

**Hochsauerlandkreise  
Der Oberkreisdirektor**

**Inv. Nr. 58697**

### **Aus dem Inhalt**

*Tischgemeinschaft*

*Was ist die Familie?*

*Die heutige Lage und Gefährdung der Familie*

*Zwei Briefe*

*Ase de billige Biudger in Hüsten was*

*Das königliche Haus*

*Familienglück oder Genußsucht*

*Ohne Familie*

*Zwei Frauen. Von Anna Kayser*

*Elternsegen*

*Kinder als Erzieher*

*Mann oder Frau? oder: Mann und Frau*

*Johannes Hatzfeld +*

*Anna Kayser*

*Vor 100 Jahren: Das Jahr ohne Ernte*

*Sauerländische Chronik*

*Mitteilungen der Geschäftsstelle*

---

Der Sauerlandruf wird herausgegeben vom Sauerländer Heimatbund für das kurkölnische Sauerland und erscheint vierteljährlich. — Schriftleitung Josef Rütter, Brilon, in Verbindung mit B. Bahnschulte, Bernh. Göbel, Anna Kayser, Fr. Jürgens, Theodor Pröpper, Norbert Scheele, Fr. Schumacher, Th. Tochtrop, Ferdinand Tönne. — Adresse der Schriftleitung: Brilon, Kreishaus.

# Sauerlandruf



15. Jahrgang der  
„Heimwacht“ und  
„Trutznachtgall“

Nr. 4

November

1953

## Tischgemeinschaft

Laß dieses Haus, Herr, eine Stille sein,  
wo Du gern da bist mit uns innerlich  
wie in dem Laub die runde Traube Wein.  
Wir haben jedes so zurechtgestellt:  
Den Tisch, die Lampe, Bücher, Bild und Schrein,  
daß eines sich durchs andere erhellt,  
wir alle aber sind nur, Herr, durch Dich.  
Wenn Du es gibst, daß wir nicht müde werden  
in unserer Liebe, wenn wir nachbarlich  
mit Tisch und Lampe, Menschen, Tieren tun,  
wird dieses Haus in voller Gnade sein,  
um von den Straßen endlich auszuruhn  
und Deiner wie des Brots gewiß zu bleiben.

L. F. Barthel.

## Was ist Familie?

Dieses und das folgende Heft des „Sauerlandrufes“ sind der Familie gewidmet. Das verlangt eine Klarstellung dessen, was Familie eigentlich ihrem Wesen nach sei oder sein solle. Sie ist naturhaft eine biologische Gemeinschaft, sie ist darüber hinaus etwas Geistig-Seelisches, eben deswegen etwas Sittliches und für den Christen zudem etwas Übernatürlich-Gnadenhaftes, weil alles dieses der Mensch selber ist, der die Familie in der Ehe gründet und der aus ihr, aus dem Quell des Einzellebens und der Gemeinschaft, selber hervorgeht. Das alte Wort „Ehe“ heißt soviel wie Gesetz; und daher stellt die Ehe als Begründerin der Familie in all den genannten Hinsichten eine Forderung an die Träger der Familie, deren Nichtbefolgung Unheil für Eltern und Kinder bringt.

Die Ehe und damit die Familie als die Quelle des biologisch-naturhaften Menschentums stellt an die Eheleute die Forderung gesunden Lebens und der Weitergabe in gesunder Lebenshaltung an die nachfolgenden Familienglieder. Daraus ergibt sich die Verpflichtung der einzelnen gegenüber den Fragen der Erbkrankheiten, der gesunden Wohnung, gesunden Nahrung, des Genusses und seines Maßes oder Übermaßes.

Ehe und Familie sind die Quelle menschlicher Liebe, von der sauberen naturhaft-geschlechtlichen aufsteigend zur sittlichen und weiter zur mütterlichen, väterlichen, kindlichen und geschwisterlichen und noch weiter zur Verwandten- und Heimatliebe. Sie ist so die Quelle aller menschlichen Gemeinschaft, deren guter oder schlechter Charakter von dem guten oder schlechten Charakter der Familien abhängt. Und mit der Gemeinschaft erwächst die Art, wie diese lebt und sich betätigt, d. h. die Kultur. Hier erheben sich die ver-

1

© Copyright Sauerländer Heimatbund

pflichtenden Fragen der Sexualität vor und in der Ehe, die Fragen auch der Erziehung und die des Vorbildes.

Ehe und Familie sind naturhaft-sittlich die Verbindung zuerst von Mann und Frau, dann von Eltern und Kindern und der Kinder untereinander zu gegenseitiger sittlicher Stützung und Reifung und zur Entwicklung von Persönlichkeiten im richtigen Verhältnis von Freiheit und Gehorsam. So wird die Familie die Quelle und Heimstätte der sittlichen Daseinszucht und der geistigen Kultur als der Summe alles dessen, was in Vorbild und Wort, in Brief und Buch, in Spiel und Ernst, in der Art der Freude und in der Gemeinschaft des Leidens, in Weltoffenheit und Gottbezogenheit die Menschheit über ihr rein naturhaftes Dasein emporhebt. Und hier wird die Familie und jedes ihrer Glieder vor die Verantwortung gestellt, die sie sittlich und geistig gegen sich selber und gegenüber ihren Gliedern und Mitmenschen haben, die Verantwortung in Wort, Beispiel, Umgang und Haltung.

Ehe und Familie sind im christlichen Raume eine gnadenhaft überhöhte Verbindung von Mann und Frau, Eltern und Kindern zur gemeinsamen Gotteskindschaft in einer Gemeinschaftszelle der Kirche. Wieder erhebt sich hier die Verantwortung in Hinsicht auf religiöses Wort und Beispiel, Tun und Lassen. Und hat nicht gerade hier die Familie innerhalb des christlichen Abendlandes einen ungeheuren Abfall von der „christlichen Familie“ bereits vollzogen?

In all diesen Hinsichten war und ist die Familie zu allen Zeiten gefährdet: vom Biologischen her durch mangelhafte oder schlechte Ernährung, Wohnung und ungesunde Kleidung, also vor allem durch unzulänglichen Lebensstandard, sei er durch ein Wirtschaftssystem oder durch eigene Schuld verursacht, aber auch durch übermäßigen Genuß, Süchtigkeit und Sünde gegen die naturhaften Forderungen der Familie. Das ist eine grundlegende Gefährdung des ganzen natürlichen „Milieus“ der Familie und Gemeinschaft und fordert daher auch pflichtmäßiges Augenmerk von Staat und Kirche als eine Grundlage jeder Heimatpflege und jeder nationalen und christlichen Kultur. Wo unzureichende Lebensbedingungen das Menschsein verkümmern lassen und auf der anderen Seite rücksichtsloser Luxus die wahren Inhalte des Menschentums aushöhlt, da geht die Geschichte auf Katastrophen zu. Da ist auch die echt menschliche Liebe, die das Band der Familie und Gemeinschaft sein muß, nicht nur gefährdet, sondern schon im tiefsten zerstört. An ihre Stelle tritt die Selbstsucht der einzelnen, die entfesselte Geschlechtlichkeit, die Zertrümmerung der Ehegemeinschaft, das lieblose Rechnen schon unter Geschwistern, der Verlust der Mütterlichkeit und Väterlichkeit, der Fraulichkeit und Ritterlichkeit, treten die Eigenwege der Ehegatten und als letztes die wie eine Flut anwachsenden Ehescheidungen wie einst im alten römischen Reiche vor seinem Untergange und — wie heute. Auf diesem Wege wird auch jede wahrhaft menschliche Form des Zusammenseins und Zusammenwirkens, jede echte innere Kultur aufgelöst, und es bleibt nur Organisation und ein äußeres „praktisches Verhalten“, eine äußerliche Zivilisation ohne jede sittliche Bindung und Bildung. Und ebenso entfällt jede sittliche Stütze zwischen Ehegatten, Kindern und weiterhin Volks- und Zeitgenossen. An die Stelle von Persönlichkeiten, die aus sittlicher Erziehung und Haltung ihre innere Freiheit, aber auch das Recht des Allernächsten und „Nächsten“ zu wahren bereit und fähig sind, treten die Sklaven des eigenen Ich, der Süchtigkeit, der Mode, des Geldes, der Macht, der Massentriebe. Und schließlich zerfällt in der von der christlichen Religion gewollten, für das ewige wie zeitliche Ziel gleich wichtigen gnadenhaften übernatürlichen Bindung, die ihrem Wesen nach nur mit dem natürlichen Verhalten des Menschen, nicht gegen dieses wirksam sein kann, die Bindung an Christus. Aus solchen Familien kommen erst bloße Bekenntnischristen, die sich vielleicht noch etwas zugute tun auf ihre vom Geiste Christi und seiner übernatürlichen Liebe längst verlassene „religiöse Betätigung“, dann kommen die Scheinchristen, die dem Nichtchristen als Heuchler erscheinen und das Christentum in Verruf bringen, und schließlich die Millionen von nicht einmal mehr Getauften inmitten der „abendländischen Christenheit“ unserer Großstädte, aber nicht nur dort; denn der Weg dorthin hat auch auf dem letzten Dorfe schon begonnen.

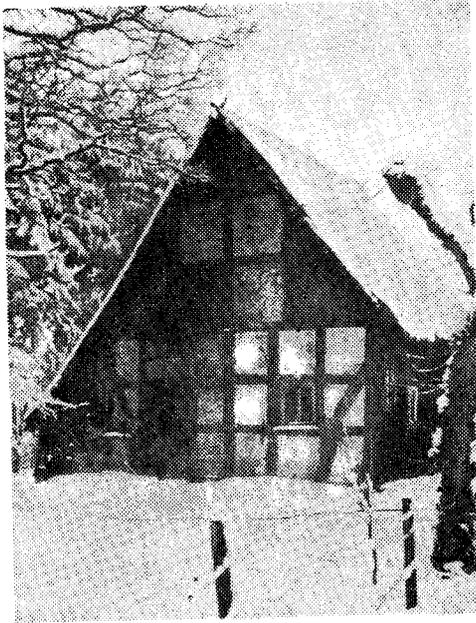
Wenn unser Volk wieder gesund werden soll, muß in der Familie angefangen werden.

„Die Quelle des Flusses muß gereinigt werden; das Filtrieren des Wassers an der Mündung nützt nichts.“ (Jul. Langbehn, der Rembrandtdeutsche, in „Der Geist des Ganzen“.)

## Die heutige Lage und Gefährdung der Familie

Wie sieht es heute allgemein in der durchschnittlichen Familie aus? Nur ein paar Stichworte: Mangel an Zeit, sei es wirklicher oder auch eingebildeter, da man ja für allerlei Vergnügungen, für Feste, Kino, Sportplatz, Toto, Box- und Rennplatz, Omnibusfahrten usw. immer Zeit hat. — Mangel an Wohnraum, wenn nicht schon Mangel an Wohnung überhaupt, wie es noch weit mehr der Fall ist, als man allgemein weiß. Die furchtbare gesundheitliche und sittliche Gefahr gerade hier wird man wohl nicht ausmalen müssen. Weiter: Überlastung der Frau die es noch ernst nimmt. Denn bei dieser Heimnot und Heimflucht soll und muß sie doch der Mittel- und Anziehungspunkt der Familie sein, und dabei muß sie sich vielfach noch um das tägliche Brot bemühen oder mitbemühen. Weiter: Infolge von alledem Reizbarkeit und Nervosität der Familienglieder, nicht nur, weil wir alle durch die „Errungenschaften“ unseres technischen Zeitalters überreizt sind, sondern auch weil die gegensätzlichen Interessen der Familienglieder, nicht zuletzt die an den Vergnügungen, sich kreuzen. Und daß Reizbarkeit gerade bei zu engen und schlechten Wohnungsverhältnissen sich bis zur Unerträglichkeit und zur Flucht aus dem „Heim“ steigern kann und oft vielleicht muß, liegt auf der Hand. Und dazu glaubt man oder gibt vor zu glauben, man könne die Erregung durch reichlichen Zigarettenverbrauch bekämpfen.

Diese das natürliche Wesen der Familie zerstörenden Erscheinungen sind nicht zufällig. Der Mangel an Wohnraum ist freilich durch den Krieg wesentlich herbeigeführt; aber er hätte längst behoben sein können, wenn das Geld, das für gemeinschaftschädlichen Genuß, für übermäßigen Luxus und von seiten der Öffentlichkeit und des Staates für Luxusbauten, für Rüstung und anderes ausgegeben wurde und wird, zuerst für die Behebung dieser volkvernichtenden Not verwandt wäre. Weit schlimmer scheint aber noch eine die Kraft des gesunden Volkes innerlich angreifende Genußsüchtigkeit zu sein. Man hat von dem großen Ereignis gelesen, daß die „billige Zigarette“ Wirklichkeit geworden sei. Riesenplakate an allen Litfaßsäulen und Mauern und Reklamebilder in den Illustrierten und Zeitungen zeigen, wer sich am meisten über die Voksbeglückung freut. Die Volksvertreter stimmten dem schreienden „Bedürfnis“ zu. Dreißig führende Ärzte aber haben erklärt: „Erhöhter Zigarettenkonsum muß nicht nur mit einer



Sauerländisches Bauernhaus im Schnee

Verkürzung der gesunden Lebensleistung, sondern auch mit erheblichen Aufwendungen aus der Kranken- und Sozialversicherung bezahlt werden.“ („Ruf ins Volk“ 1953, Nr. 6.) Privates und staatliches Geschäft bleibt auch hier erster, die Familie „zweiter Sieger“. Und immer mehr süchtige Männer und selbst Knaben, und leider auch Frauen und selbst Mütter, werden weiter einen beträchtlichen Teil ihres Einzel- oder Familieneinkommens dazu verwenden, sich und ihren Nachwuchs gesundheitlich, vor allem auch hinsichtlich der nervösen und geschlechtlichen Reizbarkeit, noch weiter zu vergiften.

Die Bombardierung der Familie kommt ferner durch Auge und Ohr: Man denke an die Anfüllung der Wochenschauen, auch bei sonst einwandfreien und „jugendfreien“ Filmen, mit häßlichen Ringkampf-, Bade- und anderen Szenen. „Wenn es gelingt, die Verantwortung der Eltern zu stärken, daß sie den Kinobesuch ihrer Kinder steuern und in rechte Bahnen lenken, wenn es außerdem noch gelingt, in der Jugend selbst auch auf diesem Gebiete Verständnis für anständige und saubere Lebensführung zu wecken, dann ist alles getan“, schrieb kürzlich jemand. Aber das ist die Schwierigkeit. — Auch der Rundfunk trägt bei zur Steigerung der nervösen Zersplitterung der Familie, freilich weniger durch seine Sendungen als durch den bis zur Süchtigkeit gesteigerten unterschiedslosen und unaufhörlichen Empfang immer weiterer Familien. Und der schon erwähnte Fußballplatz! Als Sport mag das Spiel hingehen, wenn es sich auch nicht durch Schönheit und Kultur auszeichnet; aber das Schlimme ist, daß die Zahl der geradezu süchtigen Zuschauer immer größer wird; und es wird im Sauerlande sicher nicht nur einmal der Fall sein, daß eine ganze Handwerkerfamilie, deren ältere Generation noch vor zwanzig Jahren mit den Eltern sonntäglich in den Wald wanderte, heute mit allen ihren Gliedern trotz ungesunder Wochenarbeit dazu keine Zeit mehr findet, weil sie sonntags auf dem Sportplatz stehen muß.

Der böse Geist des „Betriebes“ ist auch in die sauerländische Familie gefahren und führt auch diese sogar zur wirtschaftlichen Spaltung: Arbeit, Lebensgenuß und sonstige Zielsetzung werden ohne Beziehung zum Heim und zu den anderen Familienmitgliedern. Jedes folgt seinen eigenen Interessen; und günstigsten Falles bleibt nur die Mutter noch als schwacher Anziehungspunkt übrig. In dieser Atmosphäre gedeiht kein Heim mehr. Auch das Autoritätsverhältnis in der Familie ist dadurch verschoben, es ist an die Stelle einstiger Vaterautorität auch auf dem Lande mehr und mehr eine Partnerschaft getreten. „An die Stelle des nicht mehr aufzubringenden Gemeinschaftsgefühles tritt die Zustimmung zu einem System des Funktionierens, durch das die Autorität noch vor dem Bewußtsein des einzelnen gerechtfertigt wird.“ (H. Schelsky: „Der Vater und seine Autorität“ in „Wort und Wahrheit“ 1953, Heft 7.) Fürsorgende Verantwortlichkeit des Vaters und Vertrauen der Familienglieder sind weithin erloschen, und auch die damit verbundenen sittlichen Ideale und Anschauungen sind ins Massenmäßige, Kollektive abgeglitten. Die namenlose und unverantwortliche Massenorganisation von Vereinen, Berufs- und anderen Organisationen, selbst von Sport- und Vergnügungsgesellschaften tritt an die Stelle der von der Familie her entstandenen Autorität. Die Ehefrau und Mutter, die in Kriegs- und Nachkriegszeit schwere Aufgaben für die Familie übernehmen mußte, ist „heute vielfach deutlicher und einsichtiger die Wahrerin der familiären Gesamtinteressen als der entwurzelte Mann“. (Schelsky a. a. O.) Die früher gefühlsmäßig funktionierende Familiengemeinschaft wird heute rein sachlich von den Leistungen der einzelnen Glieder getragen. Schon bei der Gründung verzichtet man auf Innerlichkeit und Kultur, da selbst die Beweggründe des Heiratens andere geworden sind. Zahlreiche Ehen werden „aus dem Nichts heraus“ geschlossen, bei vielen mit dem ehrlichen Willen, die ersten Jahre zugunsten späterer „krumm zu liegen“, aber bei vielen auch ohne diese Absicht, im Vertrauen auf Staat und sonstige Öffentlichkeit.

Dadurch ist auch die Berufseinstellung, die früher die Familie wesentlich mitformte — Lehrer-, Pfarrer-, Handwerker-, Bauern-, Beamtenfamilie usw. — verändert, und das ändert wieder die Familie. Beruf ist heute nur „Erwerbszweig“, „Job“, den man wechseln kann. Diese Atmosphäre des bloßen Nutzens

zusammen mit der des Genießens und weiter der schon erwähnte Mangel an Zeit und Wohnraum, der ganze hastige Kampf um das wirkliche oder vermeintliche „Notwendige“ entzog und entzieht der Familie zugleich mit der Ruhe, ohne die kein Leben werden kann, auch die seit Jahrhunderten vererbte kulturelle und religiöse Substanz und damit die Antriebe zu einem Verhalten, das noch etwas anderes kannte als den Drang nach wirtschaftlichem Fortkommen. Als scheinbare Form bleibt bei innerer Selbstsucht eine äußerliche „Anständigkeit“, die aber alle Gefühle des Verständnisses für den anderen, des Mitleidens und der Achtung ihm gegenüber entbehrt.

Was auf diesem Wege der Entwicklung schon geworden ist, wird notwendig in der nachfolgenden Jugend immer kritischer. Thornton Wilder stellte (in einem Artikel „Die schweigsame Generation“ in der amerikanischen Zeitschrift „Erziehung“ VI, Heft 6) fest: „Nach allem, was ich gelesen habe, gab es noch niemals eine Zeit, in der die Kluft zwischen Eltern und Kindern so groß war wie heute.“ Und das, obwohl einem aus USA nach England zurückkehrenden Erziehungswissenschaftler, der nach seinem stärksten Eindruck in USA gefragt wurde, nichts so aufgefallen war wie „der Gehorsam der Eltern gegenüber den Kindern“. Eine Erfahrung, die man heute oft auch in Deutschland machen kann. Und doch entdeckt Wilder mit Recht Möglichkeiten zur kulturell-sittlichen Erneuerung in der Jugend und damit in der kommenden Familie. Wenn die heutige Jugend auch weithin autoritätslos ist, da sie ja in Zeiten verwirrter Autorität aufwuchs, und wenn sie auch nicht nach menschlich hohen Zielen strebt, sondern „einen guten Posten haben will“, so ist es doch auch etwas Wertvolles, daß sie sich von „hergebrachten Wertmaßstäben“ nicht mehr imponieren läßt, daß sie zwar die Autorität kritisiert, aber auch selber Kritik vertragen kann, und daß sie das, was Menschen verbindet, wichtiger nimmt, als das, was Menschen trennt. Die jungen Ehepaare machen, wie Wilder hervorhebt und jeder beobachten kann, die „gesellschaftlichen Oberflächlichkeiten der älteren Generation“ kaum mit und wollen „sich selber und nicht einer gesellschaftlichen Vorstellung gehören“. Wenn sie auch in sich zwiespältig sind, so sind sie doch offen sich selbst gegenüber und vor dem, was im Leben ihrer Umwelt wesentlich ist. Es sind weithin gerade die Älteren, welche die Voraussetzungen zu neuer menschlicher Formung in der Jugend und damit zu neuer Sicht künftiger Ehen und Familien stören.

Als Beispiel mag auf die Handhabung des an sich wertvollen Jugendschutzgesetzes hingewiesen werden. Es ist seit Januar 1951 in Kraft, hat aber nicht zu hindern vermocht, daß junge Menschen, die nach diesem Gesetze von bestimmter Zeit ab auch in Begleitung der Erziehungsberechtigten nicht mehr in Tanzlokalen und dergleichen sein dürfen, bis in den hellen Morgen hinein an den „Volksfesten“ teilnehmen, ohne daß Eltern und sonstige Erziehungsberechtigte sich ihrer Pflicht bewußt werden, und ohne daß die Festveranstalter sich mehr darum kümmern, als daß sie mit einer Scheinerfüllung des bloßen Wortlautes des Gesetzes sich um dessen Sinn herumdrücken. Und das bei der jährlich steigenden Häufung der „Volksfeste“ dieser Art. Man sieht Jugendliche und selbst Kinder betrunken; sie werden zur Hilfe in den Tanzlokalen herangezogen und sehen, was die Älteren tun und geschehen lassen und mithin also billigen. Und auch bei Familienfeiern, selbst kirchlichen, spielt nicht nur andere Üppigkeit, sondern auch der Alkohol eine Rolle.

Gegenüber dieser gekennzeichneten Lage der Familie ist also auch die Öffentlichkeit über bloße „Schutzmaßnahmen“ nicht hinausgekommen. Und so hat sich zuerst in Frankreich aus eigenem Antriebe eine Bewegung gebildet, die in und an der Familie und durch sie selber christliche Sendung vollziehen will. Christliche Ehegruppen haben sich zusammengeschlossen zu gegenseitiger Hilfe, Stützung und Belehrung, zu gemeinsamer Arbeit in religiösem Lernen, in christlicher Liebestätigkeit und in Einkehrtagen. Sie wollen wieder ein „Lebensklima“ und einen „geistigen Raum“ schaffen, in welchem die Familiengemeinschaft auch heute noch gedeihen kann. (Vgl. Christliche Ehegruppen“ in „Orientierung“ 1953, Nr. 10.) Es gibt Gruppen für dörfliche und städtische Heimat. Viel-

leicht geben diese Zeilen irgendwo im Sauerlande Anregung zu Ähnlichem. Das wäre im Sinne des Sauerländer Heimatbundes, dem die Erneuerung und der Schutz der Familie Kern und wichtigster Gegenstand seiner Bestrebungen ist.

## Eiwind und Randi

Aus „Goliath“ von F. W. Weber

Bauer Knud überließ Eiwind eine Siedlerstätte

„in naher Seitenschlucht mit Holz zum Bau  
und dürrtig Land zu einem Gartenfleck.

Nun schaffte Eiwind in den freien Stunden,  
im Morgendämmern und im Abendgraun,  
bis unterm Überhang der schroffen Klippe,  
geschirmt gen Nord und Ost, die Hütte stand,  
ein warmes Nest, in schmale Felsenspalte  
mit Fleiß gefügt . . .

Und als der Frühling durch die Birken fuhr  
und grün der Garten stand, ging Eiwind fort  
in seinem besten Kleid . . .

Er ging und kam zurück und brachte mit  
ein Mädchen, blank und schlank, sein junges Weib.

Sie war der Sonnenschein im düstern Häuschen,  
sie sang zur Arbeit, wo sie ging und stand,  
der Drossel gleich aus inn'rer Freud und Lust  
des liederreichen Nords uralte Weisen.

Zuerst für sich, doch als der Knabe kam,  
für sich und ihn. Und wie er mählich wuchs,  
erzählte sie ihm wunderbare Märchen . . .

Der Knabe stand erstaunt an Randis Knie  
und sah hinauf zu ihr mit großen Augen,  
derweil sie rüstig ihre Hände regte.

Vierjährig kniet er schon zu ihren Füßen  
am Morgen und zur Nacht mit ihr zu beten,  
und rührend war es, wenn er fromm verschränkt  
die kleinen stumpfen Finger, jedes Wort  
ihr von der Lippe nahm und jedes Wort  
in Kinderlauten mühsam wiederholte,  
indes der Vater seitwärts stand und leise  
des Himmels Huld anrief für Weib und Kind.  
Er, Eiwind, war ein frommer Mann, er tat  
was ihm befohlen ward mit Treu und Fleiß . . .

Schmal war das Hüttchen, schmal der Arbeitslohn . . .“

Doch Randi war gescheit . . . sie wußte die kleine Wirtschaft  
sparsam einzurichten.

Sie wußte Vorteil zu ziehn „aus manchem Wildgewächs  
und auch dem Gartenstück, so karg es war,  
ein tröstliches Ergebnis abzuringen.“

So lebten sie in Armut zwar, doch still zufrieden . . . (Jrgs.)

## Geheimnisvolle Nacht

Was ist in deiner Seele,      Vom Haus, wo ich gewohnt  
Was ist in meiner Brust,      Und zart behütet bin,  
Daß ich mich dir befehle,      Ziehst du mich, wie der Mond,  
Daß du mich lieben mußt?      Nachtwandelnd zu dir hin.

Ricarda Huch.

## Zwei Briefe

### I.

#### Brief an Euch Mädchen

Den schreiben wir Jungmänner, klar und ohne Verbrämung:

Irgendwo unter Euch leben, von uns noch nicht erkannt, die Gefährtinnen unserer Zukunft. In Eurem Kreis wachsen die Mädchen, berufen, Mütter der Bischöfe und Priester unserer Kinder zu werden. Euer Geschlecht soll dem 20. Jahrhundert Jungfrauen schenken als „Glanz vom Glanz des ewigen Schöpfers“. Eure die Wiege bewegende Hand wird, wir bejahen das spanische Sprichwort, wahrlich die Welt von morgen bewegen. Die Männer erstickten im dumpfen Werk der staubigen Straße, zöge Euer Bild sie nicht immer wieder aus dem Schutt empor.

Euer Bild. Das Bild der ewigen Frau. Wir sehnen uns danach.

Aber uns ekelt vor den sich häufenden Zerrbildern. Wie wollen die Modeffchen uns einst begleiten, die sich heute allen Männern ausgeben? Muß nicht jungfräulicher Adel sterben in der Kloake heidnischer Tänze? Können denn Leiber, die heute scham- und gedankenlos jedem Wink Pariser Modekönige folgen, morgen reine Wiege der kommenden Heiligen sein? Lasen wir nicht kürzlich in einer sehr alten Schrift, ein Volk stünde vor letztem Abgrund, wenn seine Mädchen und Frauen schamlose Kleider tragen? Werden die glatten Hände derer, die Scham unmodern nennen, nicht morgen die Wiegen bewegen, in denen der Antichrist wächst?

Bange Fragen. Ihr wißt die Antwort. Gleich schweigen wir still. Laßt uns dazu ein Wort sagen, das Gertrud von le Fort Euch schrieb: „Ein Weib wird nicht zu seiner Schande verschleiert und verborgen, sondern zu seiner Ehre. Denn die Stärke einer Burg erkennt man daran, daß die Tore verschlossen liegen. Nun ist aber das Weib die letzte Burg eines jeglichen Volkes. Wenn der Mann fällt, so wird Gott den Mann strafen; wenn aber das Weib fällt, so wird Gott das ganze Volk strafen.“

Entnommen aus: „Bildhefte der Jugend“, Echter-Verlag, Würzburg.

Jngs.

### II.

#### Brief an Euch Jungmänner

(Diesen Brief könnten die Mädchen an die jungen Männer geschrieben haben.)

Wir grüßen Euch heraufkommenden Männer, unter denen wir einmal unsere eigenen Lebensgefährten zu finden hoffen. Gott hat euch die natürlichen Anlagen und den Auftrag gegeben, Eure zukünftigen Familien und ihre Mütter zu schützen, ihnen Halt zu sein in den Wechselfällen des Lebens und ihnen Sicherheit zu verleihen durch die Erhaltung und Erneuerung einer das Werden und Leben der Nachkommenden schützenden Ordnung. Wir hoffen auf Euer männliches Menschentum.

Aber mit Schmerz sehen wir, daß immer mehr junge Männer das nicht verwirklichen, was Gottes Ordnung von ihnen will und wir von ihnen hoffen

müssen. Wie soll uns jemand Halt geben, der sich selber nicht Halt zu geben vermag gegen das Übermaß seiner Wünsche? Wie können wir Schutz erwarten von Männern, die sich selber und ihre nachfolgenden Familien durch übermäßigen Genuß von „Kultur“giften schädigen? Wie können wir Männer als Haupt unserer künftigen Familien achten und mit welchen Gefühlen sollen unsere Kinder ihnen Gehorsam erweisen, die sich selber nicht zu befehlen gelernt haben, die sich selber der Ordnung ihres Vaterhauses nicht fügen und die selber nicht die Gesetze befolgen, die Gott ihnen in ihre Natur hineingeschrieben hat? Welche Beständigkeit dürfen wir von einem Manne erwarten, der bei der Frau nur das Vergnügen sucht? Und wie wird der Mann seiner Frau begegnen, der niemals wahre Achtung vor anderen Frauen empfunden hat? Wird der Mann Ehrfurcht vor der Mutter seiner Kinder haben, der sie nicht vor seiner eigenen Mutter hat? Und wie wird der sein künftiges Heim schützen, der sein elterliches Heim flieht? Wie soll eine Frau die Sicherung ihrer Familie erwarten von einem Manne, dessen persönliche Ausgaben einen Großteil seines Einkommens, wenn nicht gar das ganze, verschlingen? Und welche wahre Liebe wird der Mann zu Frau und Kindern haben, der nicht einmal die sittliche Kraft besitzt, in seiner Zigarettensüchtigkeit Rücksicht zu nehmen auf andere, auf Frauen, Kinder, Schwache, selbst Kranke, der sich nicht einmal in öffentlichen Räumen und Versammlungen, nicht einmal im Nichtraucherabteil von seiner Selbstsucht und Genußsucht lösen kann?

Wir ehren den Mann, der Haupt zu sein vermag, weil er opfern und dienen kann. Wir lieben den Mann, der Vater sein kann, der uns und unsere Kinder schützen kann, weil er alle Menschen lieben und die tierische Selbstsucht beherrschen kann. Wir vertrauen dem Manne, der uns Halt sein kann, weil er selber feststeht in der Gottesordnung. Aber das alles können wir nur erwarten von Männern, die nicht nur Geschlechts-, Erwerbs- und Genußwesen sind, sondern „Männer“. Und „Männer“ können nicht sein ohne lebendige Verbindung mit Gott. Wir glauben nicht nur als christliche Mädchen, sondern mit den Frauen aller Glaubensgemeinschaften, was der Dichter so sagt: „Wer ist ein Mann? Wer beten kann.“

---

## Ase de hillige Ljudger in Hüsten was

### Ne Jubiläumsbetrachtung

Et sind niu genau twiälfhunnertunfiftig Johre, dat de Giegend van Hüsten den haugen Besaik van dem eisten Abte van Werden, dem hilligen Ljudger, hadde. De Tyt was anners ase vandage, gewiß, awer de Luie? Et dücht my nit. In dem Dreizehnlindenbauke hew ik laust: „Denn solange Haß und Liebe, Furcht und Gier auf Erden walten, werden sich der Menschheit Lose ähnlich oder gleich gestalten.“ Ase de alle Dokter dat schriewen hadde, hiät hai sieker gerade üwer syne westfälskén sturen Landsluie sinniert, op dai dat naumehr taudriepet ase op mannige andere Luie.

Domols wören in Hüsten, biu y dat noliäsen konnt in dem suerlänskén Bauke van Wilhelm Uhlmann-Bixterheide: F. J. Pieler, Arnsberg 1882, twei Hüäwe. Bruniko un Thangrim hetten de baiden, dai se hadden. Baide hadden ennen Suhn, un op dem Nohberhuawe by Arnsbiärg, dem Wetterhuawe, was by den Sünnen ok ne Dochter. De Wetterhuaf was uralt, awer de Dochter was blaut-junk un hette Irmgard. Niu hadde Bruniko ne Suhn, dai hette Thimo, un en Suhn van Thangrim hette Bosoko. Un Thimo un Bosoko hadden baide en Auge

op Irmgard smieten, Bosoko saugar baide. Ban dai baiden dann noh dem Wetterhuawe kamen, dann gaw et Hirschkeule un Hamelbrohen, awer ban dai baiden Friggers eiers den Met proweiert hadden, diän Irmgard brugget hadde, dann sohen se nix mehr ase dat Miäken, alle baide. Awer Irmgard soh män Bosoko. Dat de Miäkens van einem taum anderen schoilden, dat was by den jungen Sachsenmiäkens te domols sau wenig Maude ase by den richtigen suerlänksen Miäkens vandage. Biu dai Geschichte widdergenk, konn y uch denken. Haß un Lywe wören etleste sau graut, dat Thimo un alle syne Luie den Bosoko überfellen un dautschlaigen, ase hai gerade op den Owend vamme Wetterhuawe kam.

Dat Gerichte sagte: De Huaf van diäm, dai et dohn hiät, kümmet an den Huaf van diäm, diän hai ümmebracht hiät.

Gerade in diän Dagen, ase dat passeiert was, kam de hillige Liudger van Werden in de Giegend van Hüsten. Ik stelle my den hilligen Mann iut dem Friesenvolke sau vüär ase den sälgen Kardinal van Gahlen, un dann kann ik et verstohn, dat sülwest de sturen suerlänner Heiden Christen worten. De Vadder un de Brauer van Bosoko mainten et ganz ehrlik met dem Christentum, dat se saugar den schoinen Huaf, diän det Gerichte iähne tauspruaken hadde, dem hilligen Liudger schenkeden. Se dachten doby ok an de Seilenrugge van iährem Sunn un Brauer. De hillige Liudger soll vake ne Misse liäsen loten, un se hett iähren Bosoko nit vergiäten, ban ok de Tyt Gras wassen lait üwer syn Graf un üwer det Leid, bat syn Daut bracht hadde.

Op dem Wetterhuawe schein awer de Tyt nix maken te können. Irmgard woll van kainem anderen Mann wuat wieten. Se plügede iähren allen kranken Vadder, un ase dai stuarwen was, do hadde se blaut nau iähren Brauer, dai Hilger hette De Mutter was lange daut, en anderer Brauer was imme Kryge fallen, un iähre Süster hadde furthierodet. De Swoger van Irmgard brachte iähr af un tau ne Frigger op den Huaf, awer Irmgard sagte Nei, un doby bleiw et. „Brenk diu ne gudde Frugge op den Huaf“, sagte se tau iährem Brauer Hilger, dai jünger was ase sai. Hilger awer hadde ganz andere Gedanken imme Koppe. De Priäke vam hilligen Liudger hadde sau grauten Indruck op ne macht, dat hai kennen anderen Gedanken mehr hadde, ase auk int Klauster te gohn, no Korvey, an de Weser. Hai hadde et Irmgard blaut nit seggen mocht. Ase hai niu domet riutkam, do was Irmgard nit trurig, ase hai dacht hadde. Sai sagte: Hilger hette. De Mutter was lange daut, en anderer Brauer was imme Kryge ik nau hy op dem Wetterhuawe. Ban diu nit wörs, dann wör ik all en paar Johre imme Klauster in Meskede. Biu vergänglich alles op der Ere is, dat hewwe vy ge erliäwet, un in der Kiärke in Hüsten mot me stännig an de Priäke vam hilligen Liudger denken, bo hai sagte: ‚Für Guatt sin vy erschaffen, un kain Huaf ohne Guatt is graut genau, in us de Stelle iuttefüllen, bo Guatt hinehört, nit mol de laiweste Menske ohne Guatt.‘ Do hewwe ik mik düsem Heren imme Hiemel verspruaken. Un ban et dy recht is, schenke vy usen allen gudden Huaf dem Klauster in Meskede.“

Sau kam et, dat de Stammbaum van den Luien vamme Wetterhuawe met synen baiden lesten Twielen geradeop in den Hiemel wassen is. Un de Stammbaum van der Kiärke in Hüsten, dai de hillige Liudger gründet hadde, draif Äste un Telgen no allen Syen, un de Kiärktauern van den vielen Tochterkiärken wyset nau vielen Luien den Wiäg no uawen. Ban de hillige Liudger vandage wierkäme, könn hai in dem allen Stammkiärspele van Hüsten telgen an de diärtig Pfarr- un Filialkiärken, twiälf Kloister, Krankenhuiser un Hiuskapellen, säss Waldkapellen, viele Kruizwiäge, Hilligenhuiskes un Wiägekruize un Kinnergoren. Un dat de Geist van dem hilligen Liudger lebändig bliewen is, dat süht me an den vielen Geistleken un Ordensluien, dai alle do iähre Heime hadden. Un dat de Brunikos un Thimos Verstand kryget un vy alle et begrypen lehrt, bät de hillige Augustinus sagte un bät Liudger priäkede, dat giewe Guatt un were wohr.

A. D. un H. S.



fauterer Menschlichkeit. Vor dem heimlichen Deutschland, wie wir solche menschlichen Edelbilder, die wir zuweilen verborgen im Lande entdecken, zu nennen pflegen. Nahebei liegen die bayrischen Königsschlösser mit phantastischem Prunk; und wir fühlen uns in dem Holzhausa wohl, das von der Grazie einer gesunden Natürlichkeit durchwoben ist; uns ist die Stube so lieb, die im Herrgottswinkel das Grün wachsen läßt, die um den Kachelofen die gemütliche Bank stellt und an der Wand die Gitarre trägt. Drei Tage: Wir helfen durch Holzsägen und Düngeraufladen zu den winterlichen Vorarbeiten mit, wir jagen mit den Kindern über Stock und Stein, sitzen mit ihnen auf der Bank und unter der Bank, wir singen und schlafen, wir musizieren und philosophieren. Wir sind daheim! Aber dabei werden wir innerlich so erfüllt, so feierlich, daß Karl meint, er möchte am liebsten auf den Händen umhergehen. Wahrscheinlich würde auch Diogenes, der mit der Laterne auszog und einen echten Menschen suchte, hier Halt gemacht haben. Jedenfalls erfahren wir wieder einmal, wie über Berg und Meer, über Natur und Kunst hinaus der Mensch des Menschen größtes Erlebnis sein kann.

Unsere Leute entstammen dem Dorfe; hier liegen die Wurzeln ihrer Kraft. Und sie wollen, obwohl ihr geistiger Horizont mehr Welt umspannt, als ein Rundblick von der Zuspitze erfassen kann, auf ihrer Scholle leben und sterben. Mit unverwässerter Seele und Sitte. „Wir bedauern“, sagen sie, „die vielen, die heutzutage die Stille nicht mehr ertragen; sie sind ja ständig auf der Flucht vor sich selbst.“ Solche Äußerungen kommen aus dem schweigsamen Munde wie aus einem Buche der Weisheit. Als ob jedesmal hinter dem Spruch die Versicherung stände: Das stimmt! Ich habe es erprobt, und viele Geschlechter vor mir haben es erfahren! Beim Abschied haben wir das Bedenken, ob unser Entgelt für all die gastliche Mühe genügend sei. Der Mann öffnet seherisch seine Augen: „Laßt uns miteinander Menschen bleiben, deren Herz stets größer als der Geldbeutel ist!“ Spricht's, und steckt jedem noch eine Handvoll Nüsse und Äpfel zu. Das Schicksal trieb auch düstere Wolken um das Haus: Der Kriegsdienst rüttelte an Vaters Gesundheit, Krankheiten fanden Mutters Kammer, das Ein- und Auskommen macht Sorge. Aber zwischen harter Arbeit und saurem Brot steigen die schönsten Jodler; die Herzen bleiben jung. Sie schreiben das Häßliche in lichten Sand und weißeln das Gute in festen Marmor hinein. „In uns und um uns liegen so viele Kapitalien; solange wir die Zinsen zu nehmen wissen, sind wir nicht arm“, so denken sie und sind immer ihres Glückes Schmied.

In den Kindern ist, scheint's, der Apfel nicht weit vom Stamm gefallen. Xaver und Agathe, die Kleinsten, zählen fünf und sechs Jahre; Konrad, der Älteste, hat zwölf Lenze gesehen. Agathe findet es befremdend, daß Karl und ich, trotzdem wir wie Verwandte in der Familie leben, die Eltern mit Sie anreden. Eines Mittags schleicht sie an Vaters Ohr: Geld, Vater, zu einem Freund sage ich Du; du bist aber mein allerbesten Freund, darum sage ich zu dir immer Du.“ Sie hat in der Wahl ihres Herzensfreundes einen guten Griff getan; denn zeitlebens hat dieser Vater sich strebend bemüht. Einmal hat er in einem langen Winter die ganze Bibel von der Genesis bis zur Apokalypse beackert. In einem anderen Winter fürchte er durch sieben Bände Weltgeschichte. Dann wieder erntete er aus Goethes Faust und Dantes Göttlicher Komödie. Und wir wundern uns, wie seine Beurteilung literarischer oder künstlerischer Dinge ins Schwarze trifft. Frau Musika ist ihm mit Geige und Gitarre fast ebenso ans Herz gewachsen wie seine kerngesunden Sprößlinge. Konrad gesteht mir bei einem Spaziergang in echtem Stolz: „Mein Vater hat nur die Dorfschule besucht, aber er kann alles!“ Als später der kleine Xaver mit Knetgummi zum Vater kommt, er möchte ihm daraus Figuren für die Krippe formen, wiederhole ich das Wort: „Der Vater kann alles.“ Da schaut mich der Knirps gläubig an und bekennt: „Vati ist der liebe Gott!“ Das Natürliche wird übernatürlich. Das Übernatürliche wird natürlich. Vor dem Buben und vor uns ist Gott Mensch geworden, ist 1,84 Meter groß, bildet aus Ton Maria und Josef; und der Jüngste in der Stube legt wie ein Christkind liebend den Arm um seinen Nacken.

„Vati ist der liebe Gott.“ Am letzten Abend geschieht etwas, das sich eher feinführend einatmen als aussprechen läßt. Etwas, das nur dort möglich und würdig ist, wo sich die Seelen zutiefst verstehen und gerade wegen des Verstehens sehr

ehrfürchtig voreinander sind. Die Kinder waren bereits zu Bett. Wir sitzen auf der Ofenbank, haben über den Sinn dörflicher und religiöser Gebräuche geplaudert, haben im Psalm 103 den Lobpreis auf den Schöpfer und die Schöpfung gelesen und enden mit dem Liede:

„Luget, vom Berg und vom Tal flieht schon der Sonnenstrahl!

Sternlein, lieb Sternlein, gut' Nacht! Vater im Himmel hält Wacht.“

Dieser Schlußakkord des Abends will gerade zum goldenen Schweigen der Nacht abklingen, da steht der Vater auf, legt die Geige auf den Tisch, hält drei bis vier Sekunden still und sagt: „Laßt uns beten!“ Wir wenden uns zum Herrgottswinkel hin; der Mann legt seine verschlungenen Hände zart auf den Scheitel der Gattin, die sich neben seiner schlanken Größe auf die Knie niedergelassen hat. Dann betet er leise und langsam, wobei er jedes Wort in seinem Innern abliest und gleichsam jedem Gedanken Zeit gibt, sich vom Herzblut bis in die Fingerspitzen tragen zu lassen:

„Vater unser! Vater meiner Gattin, meiner Kinder, meiner Gäste! Gott mein Vater! Denn nicht aus dem Willen des Fleisches, nicht aus dem Willen des Mannes, sondern aus Gott sind wir geboren. Sein Odem lebt in uns, ein Funke seines ewigen Lichtes glüht in uns.“

„Der Du bist in den Himmeln. Du bist ewig glücklich. Weder Tod noch Trauer, weder Klage noch Schmerz beschweren Dich. Der Himmel ist in Dir.“

„Geheiligt werde Dein Name. Wir wünschen allen Herzen das unbeschreibliche Glück, Dich immer mehr als das höchste Gut zu erkennen und zu lieben. Und wünschen allen Zungen, die zu ungelent sind, Dich zu preisen, wenigstens eine stumme Ehrfurcht vor der Höhe und Tiefe Deines Geheimnisses.“

„Zu uns komme Dein Reich. Dein Reich baut nicht auf Gewalt und Grenzen; es ist hier und überall, es ist Friede und Wahrheit, Freude und Schönheit. Laß uns nicht müde werden auf der Fahrt in das Reich, in dem Pilger zu Königen werden und die Seele findet die Heimat, die Ruh.“

„Dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden. Geschehe bei uns, die wir noch zwischen Staub und Sternen wandeln, ebenso wie bei denen, die bereits die leibliche Hülle abstreifen und Dich in Deinem Lichte schauen. Möge in meinem Hause nie der Spruch verblassen: So Gott will! Auch nicht in Heimsuchungen, durch die Du uns veredelnd hinan gehst. Denn Du, Gott, willst ja nur das Gute.“

„Gib uns unser tägliches Brot, damit wir frisch und gesund der Erde und der Familie dienen. Gib unserem Leib, soviel er bedarf, um ein brauchbares Werkzeug der Seele zu sein.“

„Vergib uns unsere Schuld, wenn wir heute Dein Ebenbild in uns verunstalteten, wenn wir Dir nicht genügend Glauben und Vertrauen schenkten, wenn wir Deine in uns angelegten Gaben nicht als Aufgabe erfaßten. Vergib alles!“

„Wie auch wir denen vergeben, die uns schuldig wurden. Die uns Böses sannen, uns verleumdeten, verführten, verkannten, beneideten. Laß uns von Dir lernen, die Schwächen mit Hochherzigkeit vergelten und mit Edelmut das Erdreich besitzen.“

„Führe uns nicht in Versuchung, wo das Leibliche die Seele erstickt, das Irdische den Himmel verfinstert, das Vergängliche das Unsterbliche tötet, wo die Selbstvergötterung den wahren Gott entthront.“

„Sondern erlöse uns von dem Übel, von allen gegenwärtigen und zukünftigen, die uns hemmen, Söhne und Töchter des himmlischen Vaters zu sein.“

Dann fährt er fort, indem sich die Hände noch wärmer auf den Kopf seiner Gefährtin legen:

„Auch dich grüßen wir Maria. Du bist erfüllt von göttlichem Geist, Deine Seele frohlocket in Gott, deinem Heil. Unter den Frauen bist du gebenedeit; dich preisen alle Geschlechter. Und gebenedeit sei auch die Frucht deines Schoßes, Jesus, in dem du uns offenbar werden ließest die Güte und Menschenfreundlichkeit unseres Gottes.“

Zum Schluß macht er mit dem Daumen ein Kreuzchen auf Stirne, Mund und Brust:

„Gott sei in unseren Gedanken! Gott sei in unseren Worten! Gott sei in unserem Tun und Lassen! Amen! So möge es geschehen.“

Die Nacht breitet ihre Fittiche über das Haus.

Wo ist die Mutter? Immer dort, wo man sie braucht. Immer dort, wo eine Melodie trällert; denn das Liedlein geht mit ihr durchs Haus wie die Glocke mit der Herde über die Alm. Am nächsten Morgen sind wir schon um sieben Uhr gewaschen und gewichst in der Wohnstube und werden durch die dünne Holzwand Zeuge eines Zwiegespräches. Die Mutter weckt in der Kammer nebenan ihre Kleinen: „Kinder, heute müßt ihr euch warm kleiden; draußen fegt der Herbststurm; hört ihr, wie er heult? Der übt schon seine Totenlieder für Allerseelen.“ Totenlieder, Allerseelen!? Diese Worte rumoren in den kleinen Köpfen und bringen die Frage: „Mutter wer zieht uns denn an, wenn du einmal tot bist?“ — „Dann hilft euch der Vater.“ — „Nein“, fährt Agathe dazwischen, „dann nimmt der Vater eine neue Frau.“ Sie ist das glückliche Nebeneinander der Eltern so sehr gewöhnt, daß sie sich den Vater nicht allein auf der Bildfläche denken kann. Als Xaver wissen will, wer die neue Frau im Hause sein würde, gibt die Mutter das Rätsel auf: „Was meint ihr denn, wen der Vater wählen soll?“ Jetzt ziehen die zwei auf Brautschau durchs Dorf, klopfen an allen Häusern an, denen sie innerlich zugetan sind, und setzen die Hausfrau auf die Wage. Es ist ja selbstverständlich, daß der Vater (der liebe Gott) den Schlüssel zu allen Herzen hat. Frau Huber würde die Spielkameraden Ludwig und Hermann mitbringen; Frau Bock hat junge Katzen und rote Äpfel; bei Tante Marie wären die leckeren Spätzle und die Zither nicht zu verachten. Die Wage geht auf und ab; aber alle Frauen samt Katzen, Kindern, Kesseln werden zu leicht befunden. Die Mutter will den Suchenden helfen und weist auf Frau Engelhardt hin, die seit zwei Wochen im Nachbarhause zu Besuch weilt und öfter mit Süßigkeiten und Stöckelschuhen herüberkommt. „Nein, Mutter, die nicht! Das ist eine Dame, das ist keine Frau, und. . . die schläft auch noch immer wenn wir aufstehen.“ Noch ist die Kathi Werle übrig, ein im Dorf hochgeschätztes älteres Mädchen. Der Bub hat die Kathi schon halbwegs am Schürzenzipfel, um sie dem Vater heimzuführen. Doch er greift nicht mit beiden Händen zu; sein Blut hat wieder ungewisse Vorbehalte; auch an der Schürze der Kathi hängt ein fremdes Aber. Eine gute Nothilfe zwar, jedoch noch keine Ideallösung. Auf einmal schießt es wie ein erleuchtender Blitz durch die Kammer: „Weißt du, Mutter, es wäre doch am besten, wenn du bei uns bleibst!“ Und wie jubelnder Donner rollt es durch die Wand an unser Ohr: „Ja, Mutter, bei uns bleiben! Immer bei uns bleiben!“ Nun ist der Himmel blau. Die Mutter erscheint im Türrahmen, und an ihrem Hals kleben die Unmündigen, die einmal unter ihrem Herzen ruhten. Links baumelt Agathe und schmeichelt: „Liebe Mutter!“, rechts strampelt Xaver und steigert: „Liebe schöne Mutter!“ Zwei Küsse drücken sich auf ihre Wangen, die weiterem Leben entgegenblühen. Der Herbstwind hat die Halbweisen in spe fester zur mütterlichen Wärme hingedrängt. Dort sind sie geborgen; denn Mutter ist Heimat!

Nach dem Frühstück ist es endlich bestimmt in Gottes Rat, daß wir scheiden müssen. Die Berge schauen schon seit gestern mit vernebelter Miene drein. Sind sie eifersüchtig, daß wir ihrer hohen Majestät fünf Sandkörlein Mensch vorzogen? Nur Geduld! Steigen wir nicht aus unserer Hütte um so geläuterter zu dem Bergfrieden hinan? Konrad hat heute schulfrei und will uns ein Stück begleiten. Aber wir haben die Rechnung ohne Xaverle und Agathe gemacht. Als wir im Vorraum unsere fix und fertig gepackten Sachen aufschnallen wollen, finden wir eine schöne Bescherung. Die beiden haben aus unseren Rucksäcken samt und sonders alles herausgeholt, sind dafür selbst bis unter die Arme hineingestiegen und stehen mit Mordsfreude startbereit zum Sacklaufen. Wartet, ihr Koblode, euch werden wir das Fell über die Schulter ziehen! Im Handumdrehen stopfen wir die Übeltäter mit Beinen, Rumpf und Armen (junge Knochen sind biegsam) bis zum Hals in die Säcke, schnüren am Hals zu, so daß nur die Köpfe heraus schauen, und schultern über. Sogleich intoniert Karls Laute, und mit dem

Preisrichterkollegium auf dem Rücken singen wir der Siegerin-Mutter zu Ehren:  
 „Vorerst so woll'n wir loben Mariam, die reine Magd.  
 Sie sitzt so hoch da droben, kein' Bitt' sie uns versagt.“

Eine Welle wirft die andere an. Bei der zweiten Strophe steht der Vater schon mit der Flöte dabei. Nach dem letzten Vers sitzt Konrad rittlings auf Vaters Schultern. Die Haustür öffnet sich und gibt einem eigenartigen Zuge Raum. Voran der Vater mit der Flöte und dem Ältesten, dann Karl und ich mit der Laute und den quiksenden Max-Moritzköpfchen auf dem Buckel, hinterdrein das Kikerikiki des Hahnes, der von einem Holzblock her kräht. „Wohlan, die Zeit ist kommen, mein Pferd, das muß gesattelt sein! Ich hab mir's vorgenommen, geritten muß es sein.“ So schlagen wir mit Fidirulla einen Kreis um das ganze Haus. Welle auf Welle. Bei der zweiten Runde nehmen wir noch ein Stück Straße dazu; denn gerade vor dem Haus steht ein frisch errichteter Ehrenbogen, durch den sechs Stunden später ein neuer Pfarrer in die Gemeinde einziehen soll. Wie geschaffen für uns; denn wir haben heute gesalbte Herzen. Nur der Wind legt Verwahrung ein, in dem Augenblick nämlich, wo der Vater mit dem Sohn unter dem Bogen herreitet, reißt ein Sturmstoß den kecken Federhut von Konrads Kopf und trägt ihn in den nächsten Apfelbaum hinein. Laßt ihn sausen! Besser, daß der Wind sich heute morgen den Scherz mit dem Buben erlaubt, als heute nachmittag mit dem hochwürdigen Herrn. Fidirulla, rulla . . . Kikeriki. Welle auf Welle. Zu den Fürstenschlössern ist wohl niemals ein so feuriges Gespann geritten wie das unsrige. Aber so sehr wir auch singen und springen, immer wieder wenden die Rosse und die Reiter ihre Köpfe und Schöpfe zurück zu dem heimatlichen Königshause; denn dort steht lachend und winkend vor der Türe die „liebe schöne beste Mutter“.

Wilhelm Mohren (†) in „Fahrt ins Licht“ V (1932) H. 1.

„Es gilt die Familie zur Kulturgemeinschaft zu machen, d. h. zu der Stätte, in der die höheren Lebensgüter: edle Geselligkeit und Erholung, warme herzerquickende Gemütlichkeit, Religion und Tugend ihre Heimstatt finden, in der Kinder Erziehung, Erwachsene neue Kraft und neuen Mut schöpfen für den Ernst und die Arbeit des Lebens. Es bedarf nicht selten bloß ein wenig Nachdenken, ein wenig Geschick und Sinn, um die Häuslichkeit zu einer Stätte des Friedens und der Freude zu gestalten: ein weißes Linnentuch, Porzellan, das ungenützt im Schranke steht, ein paar Blümchen in die leere Vase, Geranien ans Fenster, ein aufmunterndes Wort, ein fröhliches Auge — und die Familie wird wieder das Heiligtum und die Heimstatt der Lebensfreude.“

(Anton Heinen im „Suerländer“ 1929.)

## Familienglück oder Genußsucht

Aus der „Westfalenpost“, 4. Sept. 1953: „Hamburg, 3. Sept. (vwwd) Die Senkung der Zigarettensteuer brachte einen vollen Erfolg. Die erwartete Konsumausweitung um 25 bis 30 % wurde erheblich übertroffen. In den Monaten Juni und Juli wurden je etwa 3,6 Milliarden Zigaretten von der Industrie ausgeliefert. Mit einem weiteren Ansteigen wird gerechnet. Im ersten Halbjahr 1953 wurden 16,6 Milliarden Zigaretten hergestellt. Seit der Steuersenkung hat der Anteil der teureren Zigaretten am Gesamtverbrauch erheblich von 4,5 % auf etwa 11,5 % zugenommen. Gleichzeitig konnte die Orientzigarette ihren Marktanteil von knapp 5 % auf fast 10 % erhöhen. Die wieder auf den Markt gebrachten Vorkriegsmarken haben im allgemeinen einen ungewöhnlichen Erfolg.“

Meine Rechnung: „3,6 Milliarden je 8 Pf. ergibt etwa im Monat 288 Millionen D-Mark, die verbraucht werden für Zigaretten. Ein Eigenheim für 35 000 DM, macht im Monat rund 8000 Eigenheime, je Tag rund 265 oder je Stunde rund 11 Häuser. Im ersten Halbjahr 1953 ergibt sich bei einer Menge von 16,6 Milliarden Zigaretten je 8 Pf. eine Summe von 1 328 000 000 (1328 Millionen) DM, je Haus 35 000 DM = 38 000 Häuser verbraucht.“

Hat das wohl auch was mit der Familie, mit dem deutschen Heim und mit der Gesundheit und dem Erbwert von Eheleuten zu tun??

Jürgens.

# OHNE Familie

Vorbemerkung: Dies ist der erste Abschnitt aus dem Buche „Lieber Bischof“ von Catherine de Hueck, deutsch im Paulus-Verlag, Recklinghausen. Das Bild ist amerikanisch — das gibt zu denken: das Land der Milliarden für Koreakrieg, Atombombenforschung, Atlantikpakt einerseits und der Carepakete andererseits —, aber nicht nur amerikanisch, auch europäisch, auch deutsch — und das gibt noch viel mehr zu denken. Wer das Buch durchliest, kommt aus dem Denken gar nicht heraus — wenn er überhaupt noch denkt in dieser Zeit gedankenlosen Tanzes auf dem auftauenden und bröckelnden Eise des Sees, den wir „europäische Kultur“ zu nennen uns noch nicht schämen.

Über die Entstehung des Buches sagt das kurze Vorwort: „Von dem Bischof einer amerikanischen Kirchenprovinz erhielt ich folgenden Auftrag: Ich sollte feststellen, wie die amerikanische Jugend — die Arbeiterjugend und die Jugend im Militärdienst — über Gott denkt, über Seine Kirche und die Kirche im allgemeinen, und wie sie sich zum Kommunismus und zur Demokratie stellt. Daher habe ich monatelang als Fabrikarbeiterin und Kellnerin gearbeitet und so bei armseligem Verdienst ein richtiges Hungerleben geführt. Was ich während dieser Zeit durchmachte, erinnerte mich an meine ersten Jahre in Amerika, während deren ich schwer arbeiten mußte, nicht um soziale Strömungen zu studieren, sondern um nicht vor Hunger zugrunde zu gehen. Beide Erfahrungen verschmolzen zu einer, und daraus erwuchs dieses Buch.“

Lieber Bischof, erhalten Sie wohl von einem Ihrer Schafe schon mal einen Brief, dazu gar noch von einem ganz unbedeutenden Schaf? Von einer Arbeitsfrau, einem Stückchen „Masse“? Mit Menschen unserer Art kommen Sie nur in ganz entfernten „Kontakt“, wenn Sie ihnen den Segen spenden bei dieser oder jener Feierlichkeit, zu der sie erschienen sind und bei der sie sich gewöhnlich in den hintersten Reihen befinden, weil sie nichts Ordentliches anzuziehen haben. Oder Sie „sehen“ uns einmal bei einem Pontifikalamt in der Kirche. Ja, so kommen wir mit Ihnen in Berührung — aus der Entfernung. Und Sie blicken dann immer sehr freundlich drein. Aber ganz plötzlich verspüre ich hier in meinem düsteren, hoffnungslos heruntergekommenen Zimmerchen im Elendsviertel einer Großstadt das Verlangen, Ihnen einen Brief zu schreiben. Vielleicht bekommen Sie demnächst noch einen zweiten Schrieb, vielleicht sogar einen ganzen Stapel. Möglicherweise hilft mir das, meinen Kopf wieder klar zu bekommen, die Trübsal zu vertreiben, die tiefe Stimme der Verwirrung, ja selbst der Verzweiflung zu ersticken, die so überlaut an mein Ohr dringt wie auch an die Ohren unzähliger Schicksalsgenossen. Denn wir, die wir in den Armenvierteln unserer Großstädte leben, haben keinen, mit dem wir uns einmal aussprechen können, keinen, der Antwort auf die tausend Fragen gibt, die sich in unseren müden Köpfen jagen.

Verlorene Schafe gibt es hier in Massen. Sie müßten eigentlich zu Ihnen kommen, aber ein verlorenes Schaf denkt nun einmal nicht daran, den Hirten aufzusuchen. Wer geht denn auf die Suche nach uns? Vor langer Zeit habe ich irgendwo gelesen, daß ein Hirt „der Vater seiner Herde“ sei. Nun gehöre ich zu dieser Herde und sehe darum nicht ein, warum ich nicht an meinen Vater schreiben sollte. Nicht wahr? Aber ich kann mir nicht oft eine Briefmarke leisten, denn meist gibt es bei uns nicht viel zu tun, und die Trinkgelder sind selten. Doch darüber später. Meine Lebensbeschreibung möchte ich Ihnen ersparen. Nur das eine: Ich habe in meinem Leben schon bessere Tage gesehen. Ich habe die Schule besucht. Diese Briefe schreibe ich nicht nur für mich allein, sondern auch im Namen Millionen anderer, verlorener Schafe, denen es nie einfallen wird, an Sie zu schreiben, und auch im Namen der Arbeiterinnen jeden Alters, denen kaum jemals ein Mensch Beachtung schenkt, im Namen der Arbeiter und ihrer Familien, vor allem aber im Namen der Jugend unserer Großstädte. Ich sehe sie alle, Nacht für Nacht, in den billigen Kneipen der Großstädte, in denen ich

arbeitete und noch immer arbeite: ich bediene sie, bringe ihnen endlos viele Glas Bier, Calwert und Coca-Cola, Whisky mit einem Bier danach, ich sehe zu, wie sie versuchen, ihre Sorgen zu vergessen, und schließlich immer tiefer in den Sumpf geraten. Ja, ich schreibe für uns alle. Ich erwarte keine Antwort, ich füge nicht einmal meine Adresse bei. Ich schreibe einfach an meinen Vater und erzähle ihm, vielleicht ungeschickt — aber offenherzig, wie einige seiner Kinder leben, arbeiten und denken.

**Sie haben** Worte des ewigen Lebens, und diese sollten eigentlich eine Antwort auf alle Verwirrung und alles Elend geben, aber es ist so, als ob wir sie hier gar nicht vernähmen. Ja, ich weiß sehr wohl, es gibt die Kirche, die Messe, die Sakramente. Wir brauchen sie, und Sie geben sie uns, wenn wir sie holen kommen. Aber wie steht es um diejenigen, die nicht kommen, die zu müde sind, zu mutlos oder zu tief in der Sünde? Unser Herr hat doch gesagt: „Laß die neunundneunzig zurück und such das Schaf, das verloren gegangen ist.“ Manchmal scheint es mir, wir müßten die Zahlen vertauschen. Eines ist o.k., 99 sind verloren. Aber vielleicht liegt es nur daran, daß ich in den verrufenen Kneipen der Proletarierviertel arbeite. Und doch, wir sind so ausgehungert, vom Wege abgekommen, verirrt. Ja, für unseren Körper zu sorgen, das schaffen wir noch gerade (wenn auch nicht immer), wenn wir sehr sparsam sind und nicht allzuviel essen. Wir können dann noch gerade am Leben bleiben, wenn wir nicht an Unterernährung oder Tuberkulose sterben, verhungern oder auf ähnliche Art zugrunde gehen. Aber was wird aus Geist, Herz und Seele? Ach, dieser Hunger der Masse! Ich gehe am Sonntag zur Kirche. Ja, das tue ich noch. Weil ich Gott noch liebe und noch an Ihn glaube. Ich schaffe es noch, kurz nach dem Evangelium dort zu sein. Am Sonntagmorgen muß ich nämlich bis 3 Uhr arbeiten. Wenn ich dann laufe, schaffe ich es noch. Aber ich kann nie feststellen, daß sich jemand für das interessiert, was Menschen wie mich quält: Wie steht es um die Gerechtigkeit? Um den gerechten Lohn? Um die echte Caritas, deren anderer Name doch Liebe ist? Was wird der morgige Tag uns bringen, wenn der heutige Zauber vorbei ist? Wieder beim Bäcker Schlange stehen oder vor dem Arbeitsamt? Vielleicht gar vor dem Wohlfahrtsamt? Und der kalte Haß, der in unseren Herzen wächst? Wie steht es um die bessere Welt für jeden — hier und jetzt?

Sicher, ich weiß, die soziale Ordnung ist zusammengebrochen, nicht die Kirche. Die Kirche ist kein Faktotum, das jedermanns Rumpelkammer aufräumt. Aber der Zusammenbruch der sozialen Ordnung hat Tausenden von uns das Leben zur Hölle gemacht, und er macht es uns so furchtbar schwer zu glauben. Jede nur mögliche Verbindung mit dem Hirten brauchen wir so dringend, aber diese Verbindung wird vom Hirten ausgehen müssen. Wir versuchen es in den meisten Fällen nicht einmal. Wir sind ja doch verloren. . . . Oder zumindest halb verloren. Aber damit bin ich schon mitten im Thema drin. In diesem ersten Brief wollte ich Ihnen in Worten ein Bild geben von unserem Kreuzweg, von dem Weg der Arbeiterjugend. Jeder Schritt dieses Kreuzweges ist eine Qual für sich. Hier haben Sie es also: eine kurze Geschichte darüber, wie es einer Frau oder einem Mädchen ergeht, das in die Großstadt kommt. Und wissen Sie auch, daß sie jetzt in ganzen Scharen kommen? In fast allen Provinzzeitungen findet man jene kleinen verlockenden Anzeigen, in denen behauptet wird, daß diese oder jene Stadt im Augenblick ein wahres Paradies für Arbeitssuchende sei. New York — woher ich komme — gehört nicht zu diesen Städten. Von dort geht man fort, um etwas Besseres zu suchen. Und zu diesem Besseren gehört — wie es heißt — die Stadt, in der Sie wohnen. Frauen und Mädchen packen also ihre schäbigen Koffer, sparen sich das Reisegeld vom Munde ab, sitzen eine ganze Nacht oder auch einige Tage und Nächte im vollgepropften Zug oder Autobus und erreichen schließlich ihr Reiseziel. So machte ich es, so machte es auch Marie, eine Kellnerin in einer Wirtschaft auf der Sixth Avenue in New York, und auch Rosie, das Laufmädchen eines billigen Restaurants in Kleinitalien, ebenfalls in New York. Wir wurden unterwegs Kameraden. Und seltsam, wir waren alle drei katholisch. Ich war früher schon einmal hier gewesen. Sie nicht. Wir steckten also die Köpfe zusammen und kamen zu dem Entschluß, daß das Zentrum der Stadt der ge-

eignete Ort sei, um anzufangen. Dort würde gewiß eine Kirche stehen. Man könnte sich ja erkundigen. Auf dem Bahnhof tranken wir eine Tasse Kaffee und gingen dann zum Auskunftsbüro. Die Dame dort sagte uns, daß es im Geschäftsviertel zwei Kirchen gebe, beide katholisch. Sie gab uns die Anschriften. Wir stellten unsere Koffer in der Gepäckaufbewahrung ab und machten uns auf den Weg. Die Mädchen warteten in der Kirche, während ich im Pfarrhaus schellte. Die Haushälterin hatte es eilig, sie sah aus, als ob das Sprechen ihr Schmerzen



Unter dem Christbaum

bereitete. Ich nehme an, daß sie mit Leuten meiner Art nicht gern zu tun hatte. „Zimmer zu vermieten in der Pfarrei?“ antwortete sie mir, „davon weiß ich nichts. Es gibt irgendwo ein katholisches Wohnungsamt. Am besten erkundigen Sie sich im Caritasbüro. Dort weiß man über alles Bescheid. Hier haben Sie die Anschrift. Auf Wiedersehen!“ Murmelte noch etwas zwischen den Zähnen vor: Weg zum Caritasbüro. Zum Donnerwetter! Wir waren todmüde und suchten nach einer Gelegenheit, um uns zu waschen und ein wenig auszuruhen. So standen wir vor dem Pfarrhaus und blickten uns nach allen Seiten um. Im Norden sahen wir nur Geschäftshäuser, im Süden ein paar Wohnhäuser. Wir zogen in dieser Richtung los. Nicht weit von der Kirche entfernt fanden wir etwas — ein schmutziges graues Steinhaus mit einem Schild an der Tür: „Zimmer zu vermieten — ab sofort!“

Jeder, der mit armen Menschen umgehen muß, sollte einmal einen Monat lang in solch einem Grab menschlicher Hoffnung und menschlichen Anstandes hausen. Ein Mietshaus in einer Straße, die bessere Tage gekannt hat. Er würde viel dazulernen und manches besser begreifen. Marie und Rosie gefiel das Haus nicht. Sie verließen mich. Ich habe sie nicht wiedergesehen — die beiden Zufallsfreundinnen. Die Großstadt hat sie verschluckt. Wo wird sie sie einmal aus-

speien? In der Müllgrube? Ich rede ganz offen, denn sie gehören zu den Schafen, für die Er gestorben ist. Ich habe das Zimmer also gemietet. Ich war zu müde, um weiterzusuchen. Und was bekam ich für vier und einen halben Dollar pro Woche? Was bekommt jede Frau und jedes Mädchen, wenn sie müde, fremd und ratlos in einer Großstadt landen, auf der Suche nach einem Irrlicht, das sich nicht greifen läßt, daß es ihnen ein wenig besser gehe...? Das will ich Ihnen jetzt erzählen. Sie bekommen ein Zimmer mit schmutziger brauner oder grüner Tapete. Die Wände sind voller Flecken, die Tapete ist mehrfach zerrissen; eine billige braune Kommode, deren oberste Schublade fehlt, ist schief an die Wand gelehnt. Ein sonderbar entstelltes, müdes Gesicht starrt Sie aus dem Spiegel an. Zerfetzte Gardinen hängen unordentlich vor einem schmutzigen Fenster. Eine speckige Decke liegt auf dem zweischläfrigen Bett mit durchgesackter Matratze und zerbrochenen Federn und mit Bettwanzen obendrein. Ein paar rostige Nägel in der Wand, ein brauner Lappen als Vorhang, das ist der Kleiderschrank. Der Teppich oder die Reste davon sind derartig verdreckt, daß sie an den Schuhen kleben bleiben. Die schwache Lampe an der Decke läßt alles noch viel schlimmer erscheinen. Lesen kann man dabei nicht. In diesem Hause befinden sich viele Zimmer, die meinem aufs Haar gleichen. Sie werden für einen Tag vermietet, oder auch für eine Nacht. Manchmal für eine Woche, für einen Monat. Und es leben Menschen darin... Aber was macht es aus? Es ist nicht weit zum Geschäftsviertel, und man spart wenigstens das Geld für den Omnibus. Auch kenne ich die Stadt nicht, ich kenne noch keinen ihrer Bewohner, und aufs Zimmer kommt es schließlich nicht an, man schläft ja nur darin, wenn man nicht bei der Arbeit ist.

Ich lag einen ganzen Tag im Bett und starrte die Wände an, die häßlichen braunen Wände. Ich war zu müde, um mich zu rühren, zu müde, um wieder mit der endlosen Schinderei zu beginnen, weil ja auf etwas Echtes so wenig Hoffnung bleibt, und ich rief aus tiefster Seele zum Herrn: „Warum, warum kümmert sich keiner um mich, fragt keiner, wie es mir geht... wohin ich will... was ich tue... ich... und die Tausende um mich... Und doch, Herr, bist Du für mich gestorben... für mich und auch für die anderen, denen es genau so geht wie mir...“ Aber wenn man in einem so häßlichen, dunklen Zimmer liegt, anstatt sich sogleich nach irgendeiner Beschäftigung umzusehen, um Geld zu verdienen, mit dem man sein Essen bezahlen kann, erscheint einem Gott so unnahbar fern, und man denkt so leicht: Es gibt keinen Gott... Wenn man alles so richtig bedenkt, ja, wenn...?

Er hat gesagt: „Klopfe an, und es wird dir aufgetan werden, bitte, und du wirst erhalten.“ Nun, ich habe angeklopft, und auf mein Klopfen bekam ich ein Zimmer in einer schmutzigen ärmlichen Straße; ich habe lange um ein freundliches Haus gebeten, um eine freundliche Hand, und nun liege ich einsam da und starre auf meine schmutzige Decke und schreibe an Sie, weil ich Angst habe, ich könnte sonst verrückt werden. Ach ja, links von mir wohnt eine andere „Marie“ und rechts eine andere „Rosie“, und heißen sie auch Jeanne und Imelda. Heute morgen weinte Jeanne leise. Ich ging zu ihr hinein und sie erzählte mir, daß sie gestern abend... mit einem wildfremden Manne. Jeanne ist kaum 19 oder 20 Jahre alt. Ihr Mann ist Soldat, sitzt in Afrika oder sonst wo, und auch sie ist auf ihre Art katholisch. Sie ist ein Waisenkind aus einem Städtchen in Indiana. Sie war Kellnerin in einer Imbißhalle an der Fernverkehrsstraße. Dort lernte sie ihren Mann kennen. Er fuhr damals einen Autobus. Sie verliebten sich ineinander und heirateten. Er wurde eingezogen und sie kam hierher. Aber bald schickte man ihn nach Übersee. Als seine Frau bekommt sie eine Unterstützung und wohnt jetzt in dieser Höhle. Sie ist zu scheu und auch zu sehr von allem mitgenommen, als daß sie sich die Mühe machte, etwas Besseres zu suchen. Sie hat weder Kind noch Kegel. Sie fühlt sich einsam und verlassen und weiß nicht wohin. Sie hat eine Stelle in einem Speiselokal, ganz in der Nähe, gefunden. Das ist ihr Leben: Das Restaurant — und ihr schmutziges dunkles Zimmer. Sie

ist völlig herunter, braucht ein wenig Liebe, ein wenig Geselligkeit... und suchte sie...

Kann denn nichts für die Jeannes, Imeldas, Rosies und Maries unserer Großstädte getan werden? Für diese jungen Dinger mit ein paar ordinären grellfarbigen Blusen, einem Päckchen Kaugummi, einer schlagfertigen bissigen Antwort bei Tag und stillen Tränen in der Nacht? Wer sorgt für diese „verlorenen Schafe“ im Namen des Herrn, der auch für sie gestorben ist? In einen Verein können (und wollen) sie nicht gehen. Und versuchten sie es auch, die „braven“ Mädchen würden sie gar nicht aufnehmen! Das hat man ihnen nicht beigebracht. Die jungen Geistlichen, die diese Vereine leiten, fühlen sich auch nicht wohl inmitten dieser Kinder. Ihre Anschauungen sind nicht gesund — und ihre Sprache auch nicht. So ergeht es einem halt, wenn man ein verlorenes Schaf ist. Imelda, rechts neben mir, war auch katholisch. Aber mit 23 Jahren wollte sie nichts mehr davon wissen. Sie war es einfach leid. Den „Rummel“ in der Welt kennt sie sehr gut, sie hat sich in ihre Netze verstrickt, aber von den zarten Fäden, mit denen Gottes Vatengüte sie hält, scheint sie keine Ahnung zu haben. Sie kümmert sich auch nicht darum. Warum auch? Sie hat Spaß genug... Männer... Alkohol... billigen Schmuck... und auffällige Kleider. Eins aber begreife ich nicht: Warum hängt noch immer ein Muttergottesbild über ihrem Bett?

Jetzt will ich meinen ersten Brief schließen, lieber Bischof. Es wird Zeit, daß ich mir Arbeit suche. Heute habe ich nur ein paar Tassen Kaffee getrunken und einen Teller Hafermus gegessen. Davon kann man nicht leben, aber was ist daran zu ändern! Eine Beschäftigung, ein häßliches graues Zimmer und Millionen unbeantworteter Fragen, die einem selbst nachts keine Ruhe lassen... ja, so wird es morgen aussehen. Für einen Augenblick war ich heute in der Kirche im Häuserblock nebenan und sah ein Bild des Heilandes. Ich denke doch, daß Er sich um uns kümmert, und daß Er Verständnis für uns hat. Ich werde also auf Arbeitssuche gehen und es noch ein Weilchen aushalten.

Nachschrift der Schriftleitung: Kommen diese armen Menschenkinder nicht aus einer Familie? Was für einer? Ist nicht die Familie, auch politisch gesehen, die Frage aller Fragen unserer Zeit?

## „Ich hab keine Zeit“

„Ein Herr befand sich mit seinem Jungen in der Garage. Der Junge sah genau zu, wie der Vater seinen Wagen nachsah und reinigte. ‚Gelt, Vater... das mußt du selber tun, das kann der Chauffeur nicht so.‘ ‚Ja, mein Junge‘, erklärte der Vater, ‚weißt du, der Wagen ist eine Kapitalsanlage. Und niemand pflegt ihn darum so, wie ich selber. Da lohnt sich die Zeit und Mühe schon.‘ — Eine Zeitlang herrschte Schweigen. Dann kam eine etwas wehmütige Stimme: ‚Du, Vater, ich bin keine wertvolle Kapitalsanlage?‘ — ‚Du nicht? Warum?‘ fragte der Vater ganz entsetzt. — ‚Weil du nie Zeit für mich hast, Vater.‘

Der Vater beendete seine Autopflege schneller, als er vorgehabt hatte. Am Abend nahm er ein neues Buch, eins von der Art, die man gelesen haben muß, aus seiner Aktentasche, um sich den ganzen Abend mit seinem Jungen zu beschäftigen.“

Aus: „Ich habe keine Zeit“, Wartburg-Verlag Jena (Pressestelle der evang.-lutherischen Kirche in Thüringen).

## Von der Familie in der weiten Welt

„Nach einer allgemeinen Schätzung leidet die Hälfte der Erdbewohner Hunger oder befindet sich wenigstens in einem Zustande der Schwäche und stirbt eines frühzeitigen Todes.“

Im zweiten Buch seiner „Politik“ nimmt Aristoteles zu einem kommunistischen Vorschlag Stellung, indem er sagt, daß gleiche Aufteilung der Besitzgüter auch die Regelung der Geburten verlange oder voraussetze, da sonst die Gleichheit nicht lange bestehen könne. Dazu sagt der h. l. Thomas: „Entweder muß die Besitzverteilung frei bleiben, oder aber die Zahl der Kinder muß begrenzt werden.“ Dieser bedingt von Thomas ausgesprochene Satz besagt aber, daß die Besitzverteilung sich notwendig den Bevölkerungsverhältnissen anpassen muß.

Wenn das soziale Leben . . . wegen der Unvollkommenheit der wirtschaftlichen und sozialen Formen dem (der wachsenden Bevölkerung) nicht gerecht wird, so ist das nicht in der Natur der Sache begründet. Es heißt aber die rechte Ordnung verkehren, wenn man das Wesentliche dem Zufälligen unterordnet. Darum müssen die Gütererzeugung und Güterverteilung der Fortpflanzung angepaßt werden und nicht umgekehrt.

Pius XII. (Casti connubii): „Es ist Aufgabe der öffentlichen Autorität, für den Ausgleich unter den Einzelnen Sorge zu tragen, vor allem in einer Sache, die von so entscheidender Bedeutung für das Allgemeinwohl ist wie das hinreichende Auskommen der Familie.“

(Entnommen aus einem Aufsatz von Reymund Sigmond „Bevölkerungspolitik und Geburtenregelung“ in „Die neue Ordnung“, 1952, Heft 6.)

Pius XII. an das Landvolk (26. 4. 1946): „Man muß dafür sorgen, die wesentlichen Grundlagen dessen, was man bäuerliche Kultur nennt, dem Volke zu erhalten. Diese Grundlagen sind Fleiß und Echtheit des Lebens, Achtung vor der Autorität, besonders gegenüber den Eltern, Liebe zur Heimat und Treue gegenüber Überlieferungen, die sich im Laufe der Jahrhunderte als segensreich erwiesen haben, gegenseitige Hilfsbereitschaft, nicht nur im eigenen Familienkreise, sondern auch von Familie zu Familie und von Haus zu Haus. Nicht zuletzt aber und ganz wesentlich ist es der wahrhaft religiöse Geist, ohne den all diese Werte keinen Bestand hätten, ihre Vorzüge verlieren und in zügelloses Gewinnstreben ausarten würden.“

Der hinsichtlich der Heimstättenbewegung von katholischer Seite als bahnbrechend betrachtete Bochumer Katholikentag 1951 erbrachte aus einer Sammlung 92 000 DM. Zu gleicher Zeit wurden in Frankfurt täglich 250 000 DM für Eis ausgegeben. Und wieviel für Zigaretten? — Unsere gegenwärtige militärische Rüstung kostet pro Minute 23 000 DM, also ungefähr ein Eigenheim. Von den Millionenbauten der Versicherungsgesellschaften, Städte und anderer öffentlicher und privater Stellen nicht zu reden.

Grob, aber zutreffend sagte vor 30 Jahren — schon! — ein sauerländischer Pfarrer beim Predigtschluß: „Wo ihr eure Schweine und Kälber habt, das wißt ihr; aber wo ihr eure Kinder habt, das wißt ihr nicht.“

## Zwei Frauen

Von Anna Kayser

Sie hatten im selben Mai vor zwei Jahren Hochzeit gehabt, Gertrud und Rosel, die beiden Mädchen aus dem Glatzer Land.

Rosel war mit ihrem Manne in die große Industriestadt gezogen. Gertrud und ihr Fred, Holzer in den großen Wäldern, waren im Dorf geblieben. Die grüne Bergwelt, Felder und Wiesen, vom blauen Wasser durchzogen, waren ihnen in den fünf Jahren ein Stück Heimat geworden. In ihrem jungen Heimglück hatten sie erlebt, daß es zumeist die Menschen sind, die einander Heimat schaffen, mehr als Umwelt und Dinge.

Rosel hatte dann und wann Kartengrüße aus der Stadt geschickt, daß es ihr „prima“ gehe. Auch fröhliche Fotos von Festen, Autopartien, Badeszenen von Rhein- und Ruhrstrand, aber Gertrud hatte das frische blonde Mädchen von der Neiße auf keinem recht wiedererkannt.

An einem strahlend schönen Maitage stand sie plötzlich in ihrer kleinen hellen Stube. Gertrud erkannte sie auch jetzt nicht sogleich. Wie ein Modebild stand sie da, in Farben, die fast weh taten, besonders die auf ihren Backen und Lippen.

„Ei ja, Traudel, da staunst du! In den zwei Jahren, seit wir da oben in der alten grauen Kirche am Altare standen, hat sich vieles verändert. Nur du nicht?“ „Doch“, lachte Gertrud stolz. „Ich bin Mutter geworden. Friedel heißt mein Bub.“ Sie machte eine Gebärde zur Schlafkammer hin: „Er schläft.“

„Ach, so ganz, wie der Pastor es uns damals fromm vorlas von den ‚blühenden Ölzweigen um des Hauses Tisch‘ und dergleichen. Mich hat es damals auch ergriffen, aber nicht Erich. Das Leben spielt eben andere Töne.“

Sie saßen am Fenster und sahen über das weite Land, das wüchsig unter mütterlicher Lenzgnade lag.

Gertrud tat, als habe sie Rosels letzte Worte nicht gehört. „Wenn Fred und ich am Feierabend durch die Fluren gehen, meinen wir fast, es sei unser geliebtes Schlesierland. Er hilft in seinen Feierstunden immer noch dem Bauer von dem großen Hofe drüben säen und ernten. Er kann einfach nicht da ohne leben. Und ich springe der Frau bei, soviel ich kann. Sie trägt Überlasten, und mir macht's Spaß. Solange wir nur noch das eine Kind haben . . .“

„Du warst immer so ein genügsames Haustierchen, mehr auf die andern bedacht als auf dich selber. Erich würde euch beiden bedauern — oder auslachen. Er ist dafür, daß man mal erst ausgiebig für sich da sei. Mit der nächsten Generation habe es Zeit. Vielleicht in sieben, acht Jahren . . .“

„Hat er eine gute Stellung?“ fragte Gertrud benommen, als hätte ein Gewölk ihr den blauen Maihimmel verstört.

„Wir arbeiten auf einer Motorenfabrik. Was glaubst du, was wir an den Lohn- tagen zusammen buchen?“

„Wie, du arbeitest auf der Fabrik? Und wer versorgt euer Heim?“

Rosel zog die Achseln hoch: „Heim — das spielt für uns modernen Jung- vermählten nicht mehr die Rolle wie bei unsern Vätern und Müttern. Ich lasse mir für ein paar Mark unsere zwei Stübchen putzen. Morgens wird ordentlich Proviant eingepackt, mittags essen wir für ein paar Groschen im Werksaal. Und abends — nun, da geht's rasch mit Konserven. Man will ja auch noch ein bißchen Vergnügen haben, Film oder mal ein Tänzchen. Erich ist nun mal kein Einsiedler.“

Gertrud zog fröstelnd die Schultern zusammen. Flüchtige Gäste im eigenen Heim! Hier hörte ihr Fassungsvermögen auf.

Sie deckte rasch den Kaffeetisch. „Entschuldigt mich für ein halbes Stündchen, Rosel? Ich habe der Frau vom Hofe versprochen, ihr den Kaffee ins Feld zu tragen. Sie hat zwölf Mann am Kartoffelnhacken und sie ist nicht gut auf den Beinen. Greif tüchtig zu.“



**Die erste Kerze am Adventskranz**

„Traudel, was bist du für eine! Aber geh nur. Ich habe doch nicht mehr lange Zeit. Erich war heute auch unterwegs, da trieb's mich auf einmal unwiderstehlich hierher.“

„Ich freue mich, daß du gekommen bist. Bis gleich.“

Gertrud war eben weg, da begann der Bub in der Kammer zu weinen. Die Frau des Hauses, in dem Fred und Gertrud zwei Zimmer hatten, kam aus der Vorderstube gelaufen, aber Rosel war schon in der Kammer und hatte den Kleinen aus seinem Bettchen gehoben. Die Frau musterte betroffen die aufgeputzte Fremde und ging wieder.

Auch der Bub sah die Unbekannte bang mit großen Augen an, aber er fand Gefallen an ihrer schönen roten Halskette. Er fing vor Lust an zu krähen und ihr die kurzen Locken zu zausen.

Rosel durchschauerte es seltsam, als sie das warme Körperchen des Kleinen in den Armen hielt und er ihr mit seinen molligen Fäustchen die Backen patschte. Sie preßte den Mund an sein schlafheißes Gesichtchen und summte unbewußt innige Kinderweisen. . . . Fast hatte sie vergessen, wo sie war — vergessen die lauten, unruhvollen Jahre seit dem Traualtar. . . .

Da war mit hochroten Backen auch Gertrud wieder: „Was ist denn mit dem Bub? Er schläft doch sonst immer viel länger.“

„Ich glaube, der Stropp hat gewußt, daß ich so allein war. Du hättest nur noch ausbleiben können“, sagte Rosel, ganz verloren an den süßen kleinen Schelm in ihren Armen. Der strebte krähend und strampelnd zu seiner Mutter.

Gertrud war betroffen von der Verwandlung, die in kaum einer Stunde mit der Freundin vor sich gegangen war. Die lachende Unrast in ihrem Wesen war

einer müden Traurigkeit gewichen. In ihren Augen war ein Hungern, als sie dem Kleinen sein buntes Pullöwerchen anzog und ihm das Fläschchen reichte.

„Jetzt weiß ich, warum es mich auf einmal so heftig hierherzog“, sagte sie versonnen. „Ich war plötzlich an allem überdrüssig — auch am Leben. Nichts freute mich noch — auch nicht das Geld. Und Erich meinte noch, ich solle euch mit zu uns bringen. Ihr verkümmertet hier.“

„O — umgekehrt!“ rief Gertrud in lachendem Spott.

Rosel sah sie schweigend an und stand hastig auf und zog ihren rosa Mantel vom Haken.

„Bleib doch, bis mein Mann kommt“, nötigte Gertrud.

Rosel nickte heftig nein. Sie riß Gertrud den Knaben aus dem Arm und preßte ihn unter leidenschaftlichem Liebkosen an sich und gab ihn zurüch: „Laß mich gehen — oder ich kann überhaupt nicht mehr fort.“

Gertrud wollte sie halten, aber mit einem verschluckten „Auf Wiedersehn!“ war sie weg.

## Elternsegen

Schon über hundert Jahre steht das großelterliche Haus, das Vaterhaus meiner seligen Mutter, über dem weiten Tal. Aus schwerem Eichenholz an der Stätte erbaut, wo schon die Vorfahren sich um den heimischen Herd scharften und stetig ihre Scholle bauten, weiß es mancherlei zu erzählen aus vergangener Zeit, auch aus meinen Kinderjahren, von denen ich manche Stunde dort zubrachte. Oft lauschte ich dem Schlag der alten Standuhr, mehr noch den Worten des Großvaters.

Es waren nicht immer frohe Stunden in diesem Bauernhaus. Arbeit und Sorge gab es genug in Haus und Hof, in Feld und Wald, in der Dorfgemeinschaft, im Kirchspiel und nicht zuletzt in der eigenen Familie. Sieben Söhne und vier Töchter wuchsen heran und mußten nach und nach ihr Vaterhaus wegen ihres eigenen Berufes verlassen, so wie einmal die Brut der Vögel das Nest verläßt. Wenn aber ein Kind, sei es auch schon „groß“, für längere Zeit von der Heimat scheiden mußte, dann nahm der Großvater ruhig und ernst den Weihwasserkrug, bezeichnete den Sohn oder die Tochter auf der Stirn mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes und sagte: „Niu goh in Guatts Namen!“ Unvergeßlich blieben mir diese Worte und Zeichen, als die sieben Söhne 1914—18 der Reihe nach in den Krieg ziehen mußten: „Niu goh in Guatts Namen!“: Franz, Ludwig, Fritz Hermann, Alois, Anton, Lorenz. Mitunter kam einer in Urlaub. Und in schwerer Abschiedsstunde stand der Vater wieder wie ein Priester vor seinen feldgrauen Söhnen, die still und stark, aber doch mit pochendem, bangendem und hoffendem Herzen den Segen empfangen für kommende schwere Zeiten: „Op Wiersein!“ Einer blieb und kehrte nicht heim. Vor der Hochzeit eines Sohnes, einer Tochter war es nicht anders: Des Vaters Segen baut den Kindern Häuser!“

Im gesegneten Alter von fast 85 Jahren machte sich der Großvater 1930 fertig für die letzte Reise in die ewige Heimat. Der Priester kam. Großvater sprach selbst das Confiteor und empfing die hl. Sterbesakramente. Seine großen Kinder und einige Enkelkinder knieten vor ihm, um noch einmal — jetzt mit sterbender Hand — gesegnet zu werden.

Zur Zeit des ersten Weltkrieges war ich zwölf Jahre alt. Ich wurde älter, mußte 1940 auch fort wie so viele. Da tat der Vater, was seine Hand konnte: er segnete mich und den Bruder vor jedem Abschied in die weite Ferne. Gott sei Dank, wir kehrten beide heim. Und wenn ich heute den alten Vater besuche und wieder scheide, nimmt er wieder Weihwasser . . . (Jetzt muß ich sein Grab besuchen.)

Kann ich anders handeln, wie ich es beim Vater und Großvater erleöte? Ist nicht jeder Abend wie eine Abschiedsstunde? Ich trete vor die Kinder und bezeichne still ihre Stirn mit dem hl. Zeichen und geweihtem Wasser. F. J.

# Kinder als Erzieher

## I.

### Das Kleinkind

Wir, die Erwachsenen, sind gewohnt, uns gegenüber unsern Kindern als Erzieher zu fühlen. Nach göttlichem und irdischem Recht haben wir Auftrag und Verpflichtung, die uns anvertraute Jugend zu schützen und zu führen.

Übersehen wir bei aller Selbstverständlichkeit dieser Ordnung dabei nicht oft den großen erzieherischen Einfluß, den unsere Kinder auf die Lebenswelt ihrer Eltern, Lehrer und Familienangehörigen ausüben?

„Eltern, die nichts von ihren Kindern lernen, können ihre Kinder nichts lehren!“

Was anders meinte der göttliche Lehrmeister mit seinem Wort: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, so könnt ihr nicht in das Himmelreich eingehen!“ Die Kinder leisten an uns, den Erwachsenen, eine stille, unaufhörliche Erziehungsarbeit. Will man die Wahrheit dieser Lehre mit fast sinnhafter Deutlichkeit begreifen, so muß man nur die Menschen besehen, ehe sie Kinder haben und nachher. Sie ändern sich oft so sehr, daß man sie kaum wiedererkennt. Dieses Geschehen lebt auch im Bewußtsein des Volkes.

Ist das nicht verwunderlich, daß junge unfertige Menschenkinder, ohne sittliche Festigkeit, ohne gereifte Lebenserfahrung, ohne gestärkte Willenskräfte, ohne geschärfte Erkenntnis solche gottbestellte Erziehungsarbeit leisten?

Wie ist das möglich? Wie ist das zu verstehen?

In der Seele des Kleinkindes, die noch rein und frei von eigener Schuld ist, entdecken wir die Grundzüge des göttlichen Ebenbildes. Den Inbegriff aller lebenswürdigen Eigenschaften des Kindes hat die Erziehungslehre die schöne Kindlichkeit genannt. Sie ist es, die uns die Kinder so wert und angenehm macht. Die Hauptmerkmale dieser schönen Kindlichkeit sind Gläubigkeit und Vertrauen, unverstellte Demut und willige Anerkennung seiner Abhängigkeit, Einfachheit und durchsichtige Offenheit.

Krummacher sagt:

„Wer nicht die Kinder und ihr Wesen liebt,  
In seinem Herzen wohnt die Einfachheit nicht,  
Die Freude nicht; für ihn verhallt umsonst  
Des Lebens schönster Laut...  
Kalt ist sein Herz, erstorben ist in ihm  
Das Göttliche!“

Ja, das Kind in seiner Unbefangenheit und Einfachheit ist das liebenswerteste Geschöpf Gottes.

Diese Lauterkeit und Echtheit des Wesens ist von einer unausbleiblichen Wirkung. Nimm an deinen Kindern ein Beispiel für jedwede ehrliche und aufrichtige Begegnung. Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit sind immer von bezwingender Kraft! Wir haben nur zu wenig Mut und wir sind als Erwachsene zu „klug“, um allen Ränken, Schwierigkeiten und Komplikationen des Lebens mit einfältigem Kindersinn zu begegnen.

Deine Kinder zeigen dir die Wegrichtung zu Gott. Ihr Dasein und ihr Verhalten weckt in dir immer wieder das Bewußtsein der göttlichen Existenz und der Weisheit des Allmächtigen, der aus dem Füllhorn seiner Gnade immer neues irdisches und sittliches Leben spendet.

Das Morgen- und Abendgebet deiner Kinder ist die Offenbarung eines reinen, tiefen Glaubens, der dein eigenes Seelenleben zu erwärmen und zu bewegen vermag.

So haben wir in unserer Familiengemeinschaft, unter unserm Dach ein Stückchen vom lebendigen Gottesreich.

## II.

**Das heranwachsende Kind**

Das steigende Alter verwischt nicht die äußeren Grundzüge des Kindes, sondern prägt sie stärker aus. Dasselbe vollzieht sich mit seinen sittlichen Anlagen und Fähigkeiten, wenn sie ständig gepflegt und durch praktisches Tun erhärtet worden sind. Dieses praktische Tun als eigentliche Bewährung erhält seine doppelte Bedeutung für das seelische Wachstum des Kindes selbst und für seine Umwelt, auf die es wiederum erzieherisch einwirkt. Diese Fortbildung der schönen Kindlichkeit in praktischer Bewährung ist für den seelischen Reife-prozeß von entscheidender Bedeutung. Sie entwickelt sich aber auch zum gottgewollten Laienapostolat, das durch seine Echtheit und Unverfälschtheit auf seine Umgebung zu wirken vermag. Eltern und Erwachsene schauen mehr, als wir es wahrhaben wollen, auf die Schuljugend, insbesondere auf die Kinder der Nachbarschaft: Saubere, ordentliche Kleidung, höfliches, zuvorkommendes Benehmen, Aufrichtigkeit, Hilfsbereitschaft, Verträglichkeit und Dankbarkeit, so wie wir dies aus vielerlei Erfahrung kennen, wird als echte Lebenssituation scharf gesehen und vom Erwachsenen selbstverständlich viel ernsthafter bewertet als das oft rein gewohnheitsmäßige oder gar theatralische Benehmen der „ausgedienten“ Altersgenossen. Angesichts dieser Tatsächlichkeit könnte man fast sagen: Die rechte Jugend hütet die ewigen Gesetze des Sittlichen am treuesten und strahlt sie aus jungen Seelen neu in die Welt, damit ihr Glanz nie verblasse!

Schon mancher Erzieher in Dorf und Stadt hat sich diese Weisheit von der Fortbildung der schönen Kindlichkeit zu eigen gemacht und durch die Schuljugend mit sichtbaren Erfolgen auf die größere Gemeinschaft wirken können. Die Erwachsenen nahmen sich an der Höflichkeit der Mädchen oder Jungen ein Beispiel und zogen aus der alltäglichen unaufdringlichen praktischen Ermahnung ihre Lehre. Sie nahmen sich nicht einmal etwas vor, sondern machten es schließlich einfach nach! So kann die sorgfältige Sauberhaltung des Klassenzimmers und des Schulplatzes durch die Jugend von einer wohltuenden Wirkung auf die Häuslichkeit sein. Selbst im Gotteshaus kann eine andächtig betende und singende Kinderschar den Erwachsenen die Heiligkeit des Ortes in besonders ansprechender Weise bewußt werden lassen.

Dem Erzieher geht es auf, daß heranwachsende Kinder eine oft überraschende Aufgeschlossenheit für alle tiefer führenden Fragen des Lebens besitzen. Äußere Dinge, Geld, Reichtum und jeglichen Besitz bewerten sie oft gänzlich unzutreffend. Aber für ernste Dinge des Lebens und seiner Schöpfung haben sie nicht selten ein Fragen, das schon manche Eltern und manchen Lehrer in Verlegenheit gebracht hat.

Ist es wohl nicht das Schönste und Tiefste, von deinen Kindern zu lernen, über die Enge der diesseitigen Welt hinauszustreben und deine Blicke auf das Ewige und Unvergängliche zu richten!

Solange Kinder auf Erden leben, wird die Frage nach dem Urgrund unseres Seins, nach dem Woher und Wohin unserer Lebensreise nie versiegen! T. T.

„Habt Geduld! Die Ehe ist nicht eine Pfanne, in die man zwei Eier schlägt und in zehn Minuten ist alles fertig.“

(Aus „Don Camillo und Peppone“.)

## Mann oder Frau? oder: Mann und Frau

(Bemerkungen zu Diskussionsäußerungen aus einem Artikel „Die natürliche Überlegenheit der Frau“ in der Januar-Nummer 1953 der Zeitschrift „Erziehung“ des US-Information Service.)

„In einem Bilde ausgedrückt: Der Mann baut den Staat, die Frau gestaltet ihn zur Heimat, der Mann baut das Haus, aber die Frau schafft das Heim.“ (Eine Frau Dr. N.) Das ist der gleiche Gedanke, der früher als Spruch im Lesezimmer von Altenberg stand: „Mag auch der Mann die großen Zeiten bauen; es lebt und stirbt ein Volk mit seinen Frauen.“ Aber beide Äußerungen sind gleich schief hinsichtlich des Mannes: Der Mann und „die großen Zeiten“? und noch: „bauen“? Was heißt: „große Zeit“? Die Göttin der Geschichte macht dazu ein trauriges Gesicht. Und der Mann „baut den Staat“. Leider, leider! Und leider bisher ohne die Frau. Aber „die Frau gestaltet ihn zur Heimat“? Den Staat? Der ist doch wesentlich ein äußeres Ding, eine letzte Form der „Gesellschaft“, das Wirkziel der Frauennatur aber ist „die Gemeinschaft“, die aus der Quelle des Heimes und der Heimat entsteht. Der Staat ist nicht „Gemeinschaft“, sondern „Gesellschaft“ zum Schutze der Gemeinschaft. Die Frau kann also auch aus ihm nicht eine Heimat machen, wohl in ihm durch echten heimatlichen Gemeinschaftsgeist Atmosphäre schaffen, und das fehlt uns ja heute mehr als je im Staate. Die Lebenslinie des Mannes geht auf Schutz und daher auf Kampf und in Verwechslung von Kampf und Streit allzu leicht auf Streit und Krieg, die der Frau auf Heimlichkeit und Frieden.

Eine amerikanische Schriftstellerin schreibt: „Es liegt eine ungeheure Macht in den Händen der Frauen, vorausgesetzt, daß sie voll und ganz Frauen sein wollen und nicht halbe Männer... Die Frauen haben noch nicht einmal begonnen, so für den Frieden unserer Welt zu wirken, wie es ihre ureigenste Aufgabe wäre.“ Sie betont mit Recht, daß dazu die volle staatsbürgerliche Gleichheit der Frau (nicht nur auf dem Papier) gehört, auch in der politischen Wirksamkeit. „Die Aufgabe der Frau besteht darin, jeder Politik Widerstand zu leisten, die nicht die wesenhafte Einheit der Menschheit in der Fürsorge für das menschliche Leben anerkennt, welche glaubt, daß eine friedliche, verträgliche und blühende Gesellschaft auf zügellosem Wettbewerb oder Klassenhaß aufgebaut werden könne, oder daß eine lebendige Demokratie allein auf das Übergewicht der größeren Zahl gegründet werden könne.“

Ein Arzt schreibt: „Nach meiner Überzeugung wäre es sogar besser für die Menschheit, wenn statt der überwiegenden Anzahl der Männer bei den Regierungsgeschäften das Übergewicht auf die Frauen überginge.“ — Wer nur einen Blick auf die politische Gegenwart auf dem ganzen Erdball tut, kann dem nur seufzend zustimmen. — „Noch ein dritter Weltkrieg“, schreibt ein Dr. S. dazu, „und der Mann kann ‚abservieren‘, und dann kann die Frau mit ruhigem Gewissen anstelle bisher bereits erkämpfter verschiedener Arbeitsplätze höchste Regierungs- und Verwaltungsstellen in europäischen Staaten, in Europa und in den Weltorganisationen einnehmen. Und schlechter wird sie es bestimmt nicht machen. Es ist im Gegenteil zu erwarten, daß sie Realitäten sieht und nicht in ‚Illusionen‘ macht, daß sie Demokratie übt und nicht davon redet, daß sie Europa vom Herzen her wieder christianisiert und nicht vom Verstande aus ‚katechisiert‘.“

Warum ist das richtig? Weil jeder, der nicht dienen, sondern herrschen will — und wieviel Männer gibt es, die nicht herrschen oder wenigstens regieren wollen? — im Letzten ein Schädling ist. Aber ... wir Frauen wollen ja nicht herrschen. Das ist ein Begriff, den der Mann gut

kennt, die Frau aber, die im Kampfe um ihre Rechte nicht ‚vermännlichen‘ will, lehnt die Macht, die Gewalt instinktiv ab. Zuviel Leid und Tränen sind unter der Schutzherrschaft des Gottes der Gewalt über uns gekommen, als daß wir etwas anstreben, um das sich die Männer gegenseitig morden. Wir sind nur anders als die Männer und wollen nicht, daß die männliche Art als die ‚Norm‘ gelte. Sicher ist damit nichts Unbilliges verlangt. Und wenn man uns entgegenhält, daß die Männer in größerer Zahl sichtbare Werke hervorgebracht haben, dann müssen wir antworten: Weil die Welt die ihre ist. Wir Frauen müssen uns in einer Welt zurechtfinden, die ganz und gar dem Mütterlichen entgegengesetzt ist“. Wie recht hat diese Frau, eine Frau Dr. in Wien, die ihr Eingesandt mit den Worten schließt: „Könnten wir uns nicht ergänzen, statt in einen Geschlechterkampf zu verfallen, der keinem dient?“

Eine andere österreichische Stimme, anscheinend eines Mannes, sagt: „Es wäre an der Zeit, daß sich der Mann an seine Berufung in der Welt und die männlichen Vorzüge wie Treue, Sorgsamkeit, Tapferkeit (im richtigen Sinne des Lebens) u. a. erinnern würde.“ Ein Amerikaner: „Tatsache bleibt, daß dies (die Frage einer Überlegenheit) eine individuelle, rein persönliche Angelegenheit ist. Manche Frauen sind manchen Männern überlegen und manche Männer manchen Frauen.“ Man könnte sogar sagen: Sie sind ihnen bisweilen auf dem eigenen Gebiete überlegen.

Was sagen unsere Leser zu dem hier zugrundeliegenden Thema „Natürliche Überlegenheit der Frau“? Die Frage liegt gar nicht so am Rande der „Heimat“, wie mancher vielleicht glauben möchte, sondern sie wäre wert, Ausgangspunkt von Meinungsäußerungen und — von praktischen Anregungen zu werden.

## Mutter und Kind

Schlaf, süßer Knabe, süß und mild, du deines Vaters Ebenbild.  
 Das bist du; zwar dein Vater spricht, du habest seine Nase nicht.  
 Nur eben itzo war er hier und sah dir ins Gesicht  
 und sprach: Viel hat er zwar von mir; doch meine Nase nicht.  
 Mich dünkt es selbst, sie ist zu klein, doch muß es seine Nase sein.  
 Denn wenn's nicht seine Nase wär, wo hättest du denn die Nase her?  
 Schlaf, Knabe! Was dein Vater spricht, spricht er wohl nur im Scherz,  
 hab immer seine Nase nicht und habe nur sein Herz.

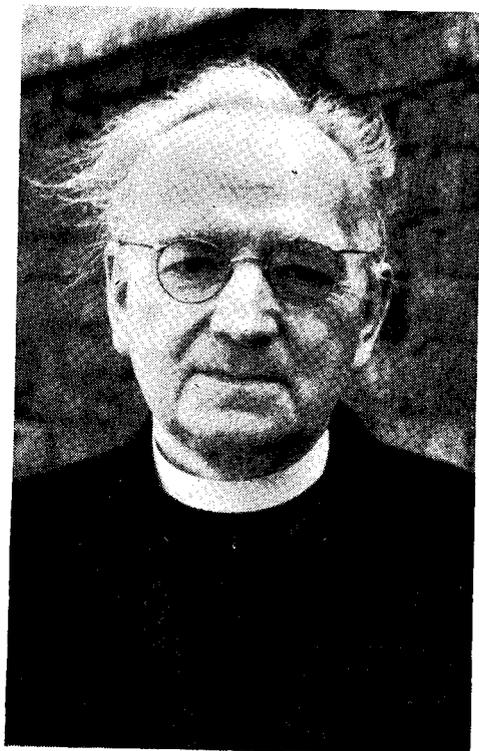
Matth. Claudius.

---

„Hat Gott einen Altar im Herzen der Mutter, so hat er einen Tempel im ganzen Hause.“

## Unsere Toten

## Johannes Hatzfeld †



Eine schmerzliche Kunde, in den ersten Julitagen durch Presse und Rundfunk in die deutschen Lande hinausgetragen, meldete, daß Johannes Hatzfeld, Dr. theol. h. c., Päpsti, Geheimkämmerer, Ehrenbürger der Stadt Paderborn, am 5. Juli 1953 in der alten Bischofsstadt unserer Erzdiözese im Alter von 71 Jahren gestorben sei. Viele standen betroffen und erschüttert unter der Wucht dieser unerwarteten Todesnachricht. Jeder fühlte, daß hier ein wahrhaft bedeutsames Leben mit ungewöhnlich starker Ausstrahlungskraft seinen irdischen Abschluß gefunden. Johannes Hatzfeld: der Priester, der Volksbildner, der Künstler, der Musiker, der Volksliedforscher, der Schriftsteller, — Johannes Hatzfeld: in der Kirchenmusik des 20. Jahrhunderts ein Name von internationalem Ruf und Klang, — Johannes Hatzfeld: der Pionier und Herold eines kirchenmusikalischen Frühlings mit der Fülle nie geahnten Blühens! Es ist unmöglich, in ein paar Zeilen das reiche Lebenswerk dieses Mannes auch nur skizzenhaft und andeutungsweise zu umreißen.

Nicht soll vergessen sein, daß diese überragende Persönlichkeit sich allzeit der festen Verwurzelung im Boden ihrer sauerländischen Heimat bewußt blieb. Nicht nur das. Sie trug in hohem Maße mit an der Sorge aller Verantwortungsbewußten, die sich um die Heimat mühten. Johannes Hatzfeld zählte zu den Baumeistern des Sauerländer Heimatbundes von einst, zu jenen, die sich verdient gemacht um letzte Vergeistigung und Vertiefung des Heimatgedankens. Seine Heimatpredigten, die vergilbten Blätter früherer Trutznachtigall-Jahrgänge zeugen davon. Er war der erste, der im frühlinghaften Aufbruch einer sauerländischen Heimatbewegung jener, von Franz Hoffmeister ins Dasein gerufenen V. s. S. als Ehrenmitglied beitrug. Johannes Hatzfeld gehört zu uns, die wir Hoffmeisters Erbe verpflichtend übernommen haben. Der Sauerländer Heimatbund wird an anderer Stelle den großen Sohn des Sauerlandes zu würdigen suchen. Heute geben wir nur die Worte wieder, die Hatzfelds Freund, Theodor Pröpfer, als zweiter Vorsitzender des Sauerländer Heimatbundes dem Heimgegangenen in der Sprache seiner Heimat am offenen Grabe widmete:

„Laiwe Frönd Hatzfeld, Diu Spiälmann Goaddes, Diu gure Gäist Deyner Häime, det siuerlännesken un westfölikken Volkes! Niu stoh vey triuernd an Deynem oapenen Grawe un met ues stäiht im Gäiste dat ganze Siuerland, dai

ganze Erzdüäzese Poderborn, stott Hundert un Diusend iut deäm weyen Lanne an Deyner Gruft. —

De Welt es eärmer woren, niu, bo Deyn Heärte stille stäiht, — un föär viele es dat Leäwen köller woren, weil met Dey säuviel Guedheit un Laiwe op Ären stoarwen is. Stark wörscht Diu; viele het sik faste hollen an Dey. Diu wörscht Lecht op deäne Löchter; vielen heäst Diu Weäg un Strote wiesen. Goatt — Kunst — un Häime, dat wören dai hellen Stärne in Deynem Leäwen. Diu harres äine siekere Witterung föär alles Echte oder Uechte in deär Welt. Op Dey was Verlot. Dat het de Luie wußt un spurt un säu seyde Deyn Weärk un Leäwen taum Seägen woren föär viele.

Bat Diu ower ues, Deynen Frönnen, weäsen bist im Leäwen, dat lät sik met Woren nit seggen, dat dreäge vey biu äine Kostbarkeit in deär deppesten Kammer ueser Säile bit an uese äigene Grav.

Met äiner Handvull Äre legge ik deän Griuß vam Siuerlänner Häimebund op Deynen Sarg. Met Franz Hoffmester, dai bey uns unvergeäten is, hores Diu schon op in deär dankbaren Laiwe Deynet siuerlännesken Volkes, in deän Heärten van Diusenden, deänen Deyn Name äin Programm was, äin Programm in deär Kunst un — im Leäwen, in deän Heärten van Ungetaliten, in deänen noch äin Gefaihl föär wirklike menslike Grötte lebännig es.

Söll vey Deynem Namen niu äin Denkmol buggen, äin Denkmol iut Holt oder Stään un met güldenen Lättern? Äin schöner Denkmol föär Dey löchtet niu schon op in deär dankbaren Laiwe Deynet siuerlännesken Volkes, in deän Heärten van Diusenden, deänen Deyn Name äin Programm was, äin Programm in deär Kunst un — im Leäwen, in deän Heärten van Ungetaliten, in deänen noch äin Gefaihl föär wirklike menslike Grötte lebännig es.

Vergeät Diu im Hiemel niu äuk ues, Deyne Siuerlänner nit. Help allen, deänen de Scarge ümme uese siuerlänneske Häime op deär Säile brännt. Un help äuk, dat keiner van ues deän Weäg verluiset tau deär äiwigen Häime im Hiemel, in dai Diu ues niu vörangohn bis un van deär alle Häime op Ären doch bläus Vöörspiel un Avbild es!

Frön Hatzfeld, vey vergeättet Dey nit!

Op Weyersaihn!“

—r.

„In der Bereitwilligkeit, die Stimme Gottes zu hören, liegt allein die Lösung (unserer heutigen Ängste und Drohungen). Letztlich heißt die Frage nicht: Wie findet der Mensch zu sich selbst zurück?, sondern: Wie findet er zu Gott? Die erste mag zu der zweiten hinführen, ja, die notwendige Vorstufe sein. Sich vor das Antlitz Gottes stellen, heißt jedoch: Vor Ihm zerbrechen und allen Stoiz begraben.“

Aus einem Aufsatz über Ernst Jünger in „Orientierung“, 1952 Nr. 11.

Daß will ich mir schreiben in Herz und Sinn,  
daß ich nicht für mich nur auf Erden bin,  
und daß ich die Liebe, von der ich leb,  
auch liebend an andere weitergeb.

Verfasser unbekannt

## Anna Kayser

Es ist für uns nicht einerlei, was in unseren dörflichen Heimen gelesen wird. Daß das meiste, was heute ins Haus kommt, geradeso wie das Kino nicht viel wert ist, ist bekannt. Um dem Geiste der Illustrierten und Serienhefte usw. zu begegnen, muß nicht alles der literarischen Mode und ihren Maßstäben entsprechen. Meist wird das doch nicht aufgenommen, oder wenn, dann eben, weil es Mode ist. Was wir nötig haben, sind volksnahe Dichtungen und Erzählungen, die unser Volk bei seinen guten Seiten fassen, anregen und fesseln, ohne sich in die Niederungen des Sentimentalen hinabzulassen, Dichtungen, die psychologische Richtigkeit und Folgerichtigkeit mit volkstümlichem Stoff und heimischer Denkweise verbinden. Menschen, die sich solcher Aufgabe widmen, pflegen bescheiden und der Reklame fern zu sein, sind es gewissermaßen schon von Berufs wegen. Zu diesen zählt auch unsere sauerländische Schriftstellerin Anna Kayser, deren volkstümliche Dichtung seit Jahrzehnten vielen unserer engeren und weiteren Landsleute Stunden der Erhebung und Anregung zu sittlicher und heimatlicher Besinnung gegeben haben. Wir haben allen Grund, im Interesse heimatlicher Familienkultur auf sie hinzuweisen. Darum finden wir in diesem Hefte die erzählende Skizze „Zwei Frauen“, und darum auch hier nachfolgend die Beurteilung zweier jüngerer Arbeiten von Anna Kayser durch einen anerkannten Heimatdichter, Heinrich Luhmann.

„Bethlehem.“ Ein Weihnachtsspiel von Anna Kayser.

Die bekannte Volksschriftstellerin Anna Kayser legt uns ein Weihnachtsspiel vor, für das ihr nicht allein die nach inhaltvollen Darstellungen suchende Gemeinde der Laienspieler, sondern das christliche Volk überhaupt Dank schuldet.

Jeder, der einmal ernstlich vor die Aufgabe gestellt wurde, seine Gemeinschaft in das Spiel hinzuführen in das Mysterium der heiligen Nacht, wird rasch erkennen, wie arm wir in Wirklichkeit sind an Gestaltungen, die diesen Anforderungen entsprechen. — Es gibt ein paar aus mittelalterlicher Gläubigkeit und großartig frommer Naivität

unvergleichlich schöne Christgeburtsspiele, die uns immer noch das Herz wärmen. Es gibt auch mancherlei Nachahmungen, die aber vielfach im Äußeren stecken bleiben, in klingenden Versen und Liedern Stimmung zu geben vermeinen, aber kaum noch die alte Glaubenskraft und das Wesen des Geheimnisses durchschimmern lassen. Wieder andere verlegen die heiligen Begebenheiten in heimatliche Bezirke, sie glauben dadurch größere Volksnähe zu erreichen und gleiten ins Profane, ja, ins Banale ab.

Anna Kayser verzichtet bewußt auf Erneuerungsversuche der alten Art und zweckbestimmte Wirkung im Sinne mancher Modernen, die sich um den hohen Stoff mühen, und sie erreicht doch in erhöhtem Maße, was andere erstreben. Sie bleibt ganz im biblischen Stoff und an den heiligen Orten, die die Wunder jener Nacht sahen. Damit ist für ihr Spiel sofort jene Wahrheit und Weihe gegeben, die das Mysterium in seiner Tiefe und Bedeutung nacherleben lassen.

Es hebt an mit dem Kaiserbefehl zur Volkszählung und dem Aufbruch nach Bethlehem — und führt in den Szenen der Herbergsuche mit all der offenen Ablehnung, verlogener Ausrede, Härte, Mitleid zu tragisch-heroischen Entscheidungen (die Frau Judith und die Braut Noemi) und gipfelt in der Krippenszene und der Anbetung der Hirten.

Das Spiel ist bei allem Reichtum dichterischer Erfindung kein Schwelgen im Legendären, es spinnt überall die geschichtlichen Wahrheiten mit ehrfurchtsvoller Zurückhaltung aus, so daß man sagen muß: „So mag es geschehen sein...“

Diese Verhaftung im Urgrund der Offenbarung hebt Anna Kayser's Spiel aus der Sphäre des nur Menschlichen heraus, bewahrt es vor Profanierung und erhält ihm von Anfang an bei aller Innigkeit eine fast männliche Herbheit. Das Ganze wird zu einem Ruf in die Gegenwart, der nicht überhört werden darf.

Das Weihnachtsspiel „Bethlehem“ gibt uns nach langem Suchen und Tasten wieder den Boden des biblisch Überlieferten unter die Füße und läßt uns

ehrfurchtswoll den unbegreiflichen Bekundungen der göttlichen Liebe folgen, die diese Nacht der Wunder für die Ewigkeit weihten.

„Ute verrät das Sakrament.“

Von Anna Kayser-Hespecke. Ein Eheroman aus unsern Tagen. Verlag J. P. Bachem, Köln (Romanreihe). Halbl. 4,85 DM.

Ein Roman von hoher Aktualität. Er greift mit bewunderungswürdiger Kühnheit Probleme der Zeit auf und löst sie in christlichem Sinne. Seine Erzählweise ist bei aller Schlichtheit von höchster Spannung. In seiner Problematik und in seiner bewußten Hinwendung zum Volk liegt das besondere Verdienst des Werkes. Man möchte allerdings hie und da kritische Bedenken beiseiteschieben, daß

daß die eine oder andere Lösung in dem verzweigten Schicksalsgefüge rasch geht, aber man möchte diese Bedenken nicht recht laut werden lassen, weil man sich freut, daß dieser Roman auch Menschen zu sich rufen wird, die sonst kaum den Weg zu Werken solcher Art und damit die Besinnung auf die höchsten Werte finden werden.

Von den „Heimatstimmen aus dem Kreise Olpe“ ist die 12. Folge (1953, 3) erschienen. Sie enthält außer Gedichten von Neuhaus und v. Hatzfeld ein Gedichten für Johannes Hatzfeld, den Schluß der Geschichte der Hardtschen Stiftung und wieder Regesten zur Geschichte des südlichen Sauerlandes sowie plattdeutsche Erzählungsbeiträge.

### Vor hundert Jahren

## 1853: Daß Jahr ohne Ernte

Am 8. Juli 1853 in der Morgenfrühe ging über die Stadt Meschede und die nächste Umgebung ein Unwetter nieder, wie es sich seit dieser Zeit nicht mehr wiederholt hat. Der Mescheder Chronist Peter Wiese berichtet darüber:

„Ich war an diesem Morgen um 4 Uhr draußen, um die Kühe zu hüten, denn um 8 Uhr mußte ich in der Schule sein. Bald kam das Unwetter über den Laerschen Wartturm herangezogen. Schmutzige gelbe Wolken. Sie schwebten nicht wie andere Wolken, sie wälzten sich voran, überschlugen sich. Solch schreckliche Blitze habe ich in meinem langen Leben nie wieder gesehen. Es heulte, tobte, brüllte und zischte in der Luft, als wenn der Jüngste Tag angebrochen wäre. Ich eilte nach Hause. Nun begann das Grauenhafte. Es wurde finster wie bei Nacht, und ein unbeschreibliches Rauschen erfüllte die Luft. In einer wahren Flut rauschten die Eisstücke hernieder. Nach neun Minuten beschien die Julisonne den Greuel der Verwüstung: Hagelschlag, Orkan und Wolkenbruch! Fußhoch bedeckten die Schlossen die Erde, darunter einzelne Eisstücke, die bis zu einem halben Pfund wogen! Die schrägliegenden Gärten waren mit allen Früchten abgeschwemmt, und die Häuser an der Gebke standen in einem schmutzigen See. Die Roggenernte, die Sommersaaten und Kartoffeln waren vernichtet. Man konnte kaum unterscheiden, wo diese oder jene Frucht gestanden hatte. Das Vieh brüllte acht Tage vor Hunger, denn in den Häusern gab es kein Futter mehr. Die Roggenfelder mußten umgepflügt werden. Man bestellte sie mit Futterkräutern oder weißen Rüben, die schnell gediehen. Am schrecklichsten hatte der Orkan in Laer gewütet. Die alte Kastanien- und Lindenallee zwischen dem Schlosse und der Ruhr war ein Chaos. Nicht weit vom Schlosse auf einer Weide stand eine Eiche, etwa 1,25 m im Durchmesser. Der Orkan hatte sie samt dem ungeheueren Wurzelwerk aus der Erde gehoben, so daß der Wurzelballen haushoch in die Höhe ragte. Nicht weniger als die Feldflur war der Wald verwüstet. Die ganze Stadt und die nächste Umgebung war ohne Ernte, ohne Brotkorn und Aussaat für das kommende Jahr. Für die besonders hart Betroffenen wurde eine Sammlung veranstaltet, die einen reichen Ertrag brachte. Ein ganzes Jahr hindurch mußte alles gekauft werden. Weil das bare Geld rar war, mußten viele ihren Besitz mit Hypothekenschulden belasten. Alles eine Folge von schrecklichen neun Minuten!“

T—p

# Sauerländische Chronik

## Sauerländische Chronik seit Juni 1953

Am 5. Juli starb im Brüderkrankenhaus in Paderborn im Alter von 72 Jahren Prälat Johannes Hatzfeld, Ehrendoktor der Universität München, Ehrenbürger der Stadt Paderborn. Gebürtig aus Benolpe hat er in einem schaffensreichen Leben seiner sauerländischen Heimat stets die Treue gehalten. Mit Hoffmeister stand er nach dem ersten Weltkrieg an der Wiege des Sauerländer Heimatbundes. Johannes Hatzfeld war eine scharf profilierte Persönlichkeit von stärkster Ausstrahlungskraft. Als Priester, Volksbildner, Kirchenmusiker, Komponist, Erwecker des Volksliedes, Schriftsteller, Redner, Schriftleiter hat er tief hineingegriffen in das bewegte geistige Leben von vier Jahrzehnten. Nicht nur in deutschen Landen, sondern auch im Ausland hatte Hatzfelds Name Ruf und Klang. Eine Biographie über Johannes Hatzfeld mit einer Würdigung seines Lebenswerkes ist bereits in Vorbereitung. Der Sauerländer Heimatbund wird den Namen Johannes Hatzfeld für sich und das sauerländische Volk in Treue bewahren und ihn allezeit in Ehrfurcht und Dankbarkeit nennen als einen der Besten unseres Volkes.

Der zweite Vorsitzende des Sauerländer Heimatbundes, Herr Th. Pröpfer, wurde vom Hochw. Herrn Erzbischof in Paderborn zum Kirchenmusikdirektor ernannt.

Msgr. Freusberg, ein geborener Sauerländer, wurde vom Hl. Vater zum Weihbischof von Fulda mit dem Sitz in Erfurt ernannt.

Prälat Dr. Hengsbach, gebürtig aus Velmede im Sauerland und Mitglied des Sauerländer Heimatbundes, wurde vom Hl. Vater zum Weihbischof in Paderborn berufen.

Bei der Antoniusfeier in Klosterbrunnen hielt die Festpredigt der aus Grevenstein i. Sauerl. gebürtige P. Konrad Hepers, jetzt P. Superior in Lima, Peru (Südamerika).

Der Senior des Franziskanerkonvents in Werl und Schüler von Kneipp, Pater Balduin Schmoll aus Langenholthausen bei Balve, ist nach 61jährigem Ordensleben gestorben.

Das erste Baufachbuch „Bauliche Grundsätze für Werkstätten des Handwerks“ wurde von einer sauerländischen Frau, der Architektin Hanna Kolster aus Medebach, herausgebracht.

Der älteste deutsche Pfadfinder Franz Josef Börger ist in seinem Geburtsort in Bausenrode bei Fretter im Kreise Meschede gestorben und begraben worden.

Prof. Dr. Georg Raederscheidt, Leiter der Bauernhochschule in Fredeburg, wurde anlässlich seines 70. Geburtstages das Bundesverdienstkreuz verliehen.

In der Balver Höhle wurde vom Unnaer Kreisorchester unter Leitung des Herrn Generalmusikdirektors Herwig die achte Symphonie von Bruckner aufgeführt.

Die Schule Oeventrop hat einen Schulwald, die Schüler pflanzen sich ihren Wald selbst.

Die schönsten Sauerland-Glocken werden in einem Sauerland-Film „Sauerländischer Glockenklang“ festgehalten.

## Mitteilungen

### der Geschäftsstelle des SHB Balve

Am 8. Dezember 1953, 10.30 Uhr, findet satzungsgemäß auf Burg Bilstein die diesjährige Mitgliederversammlung des Sauerländer Heimatbundes verbunden mit einer Arbeitstagung statt. Die Tagung steht unter dem Thema: „Stadt und Dorf im Umbruch unserer Zeit“. Alle Mitglieder sind herzlich willkommen.

Noten und Text der „Plattduitsken Messe föär't Siurlänske Volk“ von Theodor Pröpfer sind bei der Geschäftsstelle zum Preise von 0,20 DM pro Heft zu erhalten.

„De Suerlänner“ ist da! Bei der Geschäftsstelle ist er zum Preise von 1,30 DM zu erhalten.

Wir bitten unsere Mitglieder freundlichst, den Jahresbeitrag von 2 DM bis spätestens 1. Dez. 1953 auf das Konto 1717 der Stadtsparkasse Balve, Postscheckamt Dortmund 18855, zu überweisen, falls der Beitrag nicht örtlich eingezogen wird.

der bei der Herbert-Dreyer-Produktion in Auftrag gegeben wurde.

Das Fernsprechamt plant die Selbstwahl für das ganze Sauerland. Vermittlung des Fernsprechamtes soll in Zukunft wegfallen.

Der Naturhistorische Verein von Rheinland und Westfalen startete zu einer Exkursion unter Leitung von Prof. Budde in die sauerländischen Naturschutzgebiete.

In der Bauernhochschule in Fredeburg fand eine Tagung der europäischen Landjugend statt. Zum Tagungspräsidenten wurde Prof. Dr. Raederscheidt von der Bauernhochschule gewählt.

Der SGV veranstaltete sein diesjähriges traditionelles Gebirgsfest in Olpe.

Die Kreisverwaltung Meschede hat ein Heimatbuch „Monographie des Kreises Meschede“ herausgebracht.

Die Gemeinde Brunschkappel im Kreise Brilon feierte ihr 1000jähriges Bestehen.

In der Jugendherberge zu Arnsberg fand ein internationaler Begrüßungs-

abend der Pax-Christi-Jugend statt, die sich aus vier Nationen zusammenfand.

Reiste über Eslohe feierte das neunhundertjährige Bestehen seines Marktes.

Die Mitbegründerin der Strickwarenfabrik in Schmallenberg, Fräulein Sophie Stecker, erhielt anlässlich ihres 90. Geburtstages und 70jährigen Firmenjubiläums den Ehrenbürgerbrief der Stadt Schmallenberg und das Bundesverdienstkreuz.

Die Gemeinde Uentrop im Kreise Arnsberg feierte das Erntedankfest in Verbindung mit einem Heimattag.

In dem Geburtsort des sauerländischen Dichters F. W. Grimme, Assinghausen, fand die Einweihung des umgestalteten Grimme-Denkmal in Verbindung mit einer Grimme-Gedenkfeier statt.

Das architektonisch wohlgelungene neue Gebäude der Balver Sparkasse zeigt in seinem Giebel ein Glockenspiel, das mit dem Klang seiner 14 Glocken die Bewohner und Besucher von Balve täglich erfreut.

